<36616965440016

Friedrich von Spee.

Eine biographische und literarhistorische Skizze.

Von

J. B. M. Diel, S. J.

Sammlung historischer Bildnisse.

IX

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1872.
Strassburg: Agentur von B. Herder, 15, Domplatz.

Sammlung

historischer Bildnisse.

IX

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1872.



Friedrich von Spee.

Friedrich von Spee.

Eine biographische und literarhistorische Skizze.

Von

J. B. M. Diel, S. J.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1872.
Strassburg: Agentur von B. Herder, 15, Domplatz.

Druck von H. Stratz in Altbreisach.

Mehrere Aufsätze, welche im verflossenen Jahre in den histor.-polit. Blättern (Band 68) erschienen sind, liegen dieser „biographischen Skizze" zu Grunde. Einzelne Abschnitte sind aber völlig umgearbeitet, bei anderen wurde manches früher nicht benutzte Material verwerthet. Leider fließen die Quellen so spärlich, daß es vielleicht für immer unmöglich sein wird, das ganze Leben Spee's bis in die Einzelheiten hinein vollständig aufzuhellen.

Friedrich von Spee war überhaupt ein demüthiger Ordensmann, dessen Wirken in den Augen der Welt nur geringen Glanz besaß. Selbst sein schönstes und segensreichstes Thun, sein Kampf gegen einen unseligen Wahn, wurde erst von der Nachwelt recht gewürdigt und gefeiert. So lange er auf Erden verweilte, waren die Armen, Nothleidenden und Verfolgten seine besten Bekannten; aber sie legten das Zeugniß seiner Tugenden nicht in Archiven, sondern am Throne Gottes nieder.

Möchte diese Skizze die Erinnerung an den liebeglühenden, seeleneifrigen und um unser deutsches Vaterland hochverdienten Ordensmann auf's Neue beleben und kräftigen! Männer, wie Spee, zeigen, daß die Gottesliebe allein Großes hervorzubringen vermag; ihr Leben ist die schönste Verherrlichung des Allerhöchsten.

Maria-Laach, 31. Mai 1872.

Friedrich von Spee.

I.

Spee's Jugendzeit.

Kein Abschnitt in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes erfüllt die Seele mit so tiefer Trauer, wie die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Reformation brach aus, und in ihrem Gefolge zogen Haß und Zwietracht, Parteiungen und blutige Bürgerkriege einher. Dennoch hat die Glaubensspaltung allein das unsägliche Elend nicht heraufbeschworen; schon gar zu lange gährte es in den Gemüthern; der Zündstoff, welcher sich längst unter den deutschen Stämmen, ja unter allen Nationen Europa's angehäuft, ward durch die Reformation nur offenbar und loderte jetzt zur lichten Flamme auf.

Die Ursache der Zerrüttung lag tiefer. Der Glaube war kalt geworden, und diese Kälte hatte nicht bloß das gewöhnliche Volk erfaßt, sondern war auch in das Heiligthum eingedrungen. Daher die allgemeine Sittenverwilderung und die Ungebundenheit, selbst in den öffentlichen Beziehungen des bürgerlichen Lebens. Die meisten betrübten Erscheinungen jener Tage, wie das Faustrecht und die allgemeine Unsicherheit, die Untreue und vielfältige Bedrückung, finden in dem erkalteten Glaubensbewußtsein ihre letzte Erklärung. Die Schranken, welche die Kirche solchen Ausschreitungen bereits in früheren Jahrhunderten gesetzt hatte, wurden willkürlich überschritten, weil die Diener der Kirche selbst sie mißachteten.

Nun trat auch der Humanismus auf und wirkte, trotz des feinen Anstriches, noch mehr ertödtend und erkältend. Die Gelehrtenwelt war von einem Fieberwahnsinn ergriffen; die Phantasie schweifte von der Gegenwart ab und versenkte sich mit ganzer Gewalt in die antike Welt zurück; die Sehnsucht nach „den heiteren Göttern Griechenlands“ erfüllte schon damals tausend Herzen. Diese Bewegung machte sich auf allen Gebieten geltend und äußerte den verderblichsten Einfluß für die Religion und für die Sitten. „Die Gotteshäuser“, sagt von Hübner in seinem vortrefflichen Werke über Sixtus V., „standen meist leer und die wenigen Gläubigen klagten über den Mangel an Anstand und die Nachlässigkeit der Geistlichen. Die religiösen Ueberzeugungen waren eben erkaltet durch die Berührung mit der heidnischen Welt. Anfangs in verschleierter Weise, dann beinahe öffentlich ward die Unsterblichkeit der Seele in Frage gestellt. Bald fanden die Epikuräer, so nannte man die ein künftiges Leben Leugnenden, es nicht mehr der Mühe werth, ihre Doctrinen zu verbergen. Machiavell durfte den Ausspruch wagen, daß die christliche Religion mit der Freiheit der Staaten kaum verträglich sei. An die Stelle des Glaubens trat der Fatalismus und in seinem Gefolge die Alchimie, die Nekromantie, alle Uebungen und Wissenschaften des Aberglaubens ...... So groß war die Zahl derer, welche nicht mehr die Sakramente empfingen, daß die an ein Krankenlager gerufenen Priester zunächst zu fragen pflegten, ob der Sterbende gläubig sei“ [1].

So sah es in Italien aus und vielfach auch in Deutschland. Freilich war eine Reformation dieser Mißbräuche nothwendig, aber nur die katholische Kirche konnte sie in's

[1] Sixtus V. v. Alex. v. Hübner, I. Bd. S. 38 ff. Leipzig. 1871.

Leben rufen. Sie hatte schon oftmals über weit schlimmere Feinde den Sieg davon getragen, auch in diesem Falle war nur von ihr das Heil zu erwarten. Jene Reformation, wie sie endlich auftrat, linderte und heilte nicht, sondern fügte zu den alten Mißbräuchen neue hinzu; sie schlug die Nägel in den Leichensarg, in welchem die heiligsten Erinnerungen sammt der deutschen Einheit zu Grabe getragen wurden.

Von jetzt an war die Kluft für immer auseinandergerissen, welche Deutsche von Deutschen trennt, und was noch heute einer innigen, festen Hingabe der Gemüther im Wege steht, das stammt aus jener unglückseligen, jammervollen Zeit. Nur zu bald zeigten sich diese schlimmen Folgen. Die Schmalkaldener fingen die offene Rebellion an, Empörung und Bürgerkriege begannen ihren Reigen, bis endlich der dreißigjährige Krieg über Deutschland dahinfegte, das blühende Reich in einen Schutthaufen und „die stolze Nation in ein ärmliches Geschlecht von Bettlern und Räubern" verwandelte. Ohne Maß und ohne Grenzen war der Jammer; das gesammte Volk verwildert, zu Grunde gerichtet und in Verzweiflung gestürzt; Glauben und Vertrauen auf die göttliche Vorsehung waren erloschen, und an ihrer Statt herrschten Unglauben und Aberglauben. Zu Tausenden loderten gerade jetzt, um das Elend voll zu machen, die Scheiterhaufen auf; Männer, Weiber und Kinder fielen dem Zauberwahne zum Opfer, denn das Blutvergießen war ein Scherzspiel geworden[1]. Alles Unglück sollten die armen Hexenweiber angerichtet haben; „und doch hatten", wie Görres sagt, „die Menschen selbst durch ihre schlechten Leidenschaften ihren Abfall von Religion und

[1] Spee: Cautio criminalis, dub. XXIX.

Sitten den Zauberkessel mit Unheil und Abomination gefüllt, bis er überkochte und das Verderben die Zauberköche selber ergriff"[1].

In diesen Tagen gewaltiger Aufregung, tiefgehender Gährung, innerer Zerrüttung und Zerklüftung lebte Friedrich, Edler von Spee zu Langenfeld, einer der männlichsten und zugleich schönsten Charaktere jenes Jahrhunderts. Er war ein Deutscher im ächten Sinne des Wortes. Mitten in das Kampfgewühl der Parteien schallt seine Stimme des Friedens und heiliger Bruderliebe; freimüthig vertheidigen seine Worte die armen Opfer eines krankhaften Wahnes, und gegenüber der Verehrung heidnisch-classischer Zeiten und Sprache tönen seine lieblichen deutschen Lieder, die trotz der Nachtigall das Lob des Allerhöchsten verkünden sollen.

Friedrich von Spee wurde zu Kaiserswerth, einem kurkölnischen Städtchen unweit von Düsseldorf, im Jahre 1591 geboren[2]. Sein Vater, Peter Spee, stammte aus einem alten, jetzt gräflichen Geschlechte[3], und war Burg-

---

[1] Görres: Mystik, Bd. IV, Abth. 2. S. 637.

[2] Das Jahr 1595, welches man vielfach als Geburtsjahr angegeben findet, ist irrig. In der Bibl. Soc. J. ed. Alegambe, Antverpiae 1643, p. 551 heißt es: Fr. Spee, natione Germanus, patriâ Caesar-Insulanus . . . . ad laborum mercedem evocatus est die VIII. Aug. 1635 aetatis 44. — Deßgleichen ist auf dem in der Bibliothek des Jesuiten-Gymnasiums zu Köln befindlichen Bilde Spee's sein Alter auf 44 Jahre verzeichnet. — W. Friessen, Spee's persönlicher Freund und Herausgeber seiner Werke, bestätigt in der Widmung der Trutznachtigall (1649) diese Angabe.

[3] Die älteste Form des Namens Spee ist Spede; der Zusatz „von" tritt in früherer Zeit uns in Verbindung mit dem Namen des Ortes auf, wo die einzelnen Zweige des Namens ansässig waren, z. B. Godard Spee von Langenfeld. Zur Langenfelder Linie gehörte auch

vogt und Amtmann des Kurfürsten Gebhard, Truchseß von Waldburg. Peter war verehlicht mit Mechtels Dücker, einer Tochter Adolf Dückers von Altenkrickenbeck und dessen zweiter Frau Anna von der Schmitten. Von den Kindern sind nur drei Söhne bekannt: Johann Adolf, Arnold und unser Friedrich, welcher der jüngste gewesen zu sein scheint[1].

Die „Religionsgeschichte der kölnischen Kirche" hat uns einen Zug überliefert, der die ächtkatholische Glaubensfestigkeit und den Biedersinn von Friedrichs Vater bekundet. Sie berichtet: „Um eben diese Zeit," als nämlich der Kaiser alles aufbot, den Truchseß von dem unglückseligen Religionswechsel zurückzuhalten, „beriefe Gebhard viele Edelleute und Doctoren, den Schenk Eick und Merl zur Tafel[2]. Da er nun vom Weine erhitzet war, finge er an die größte und unerhörteste Lästerungen wider den Papst auszustoßen, und nachdem sein ehrenrühreriſches Maul Alles, was sein verderbtes Gemüte und ungezähmte Tobsucht ihm eingabe, ausgestoßen hatte: fragte er alle Edelleute nach der Ordnung, ob dasjenige, was er gesprochen zu loben sei, und ob sie solches ebenfalls billigten? worauf diese mit Ja! antworteten. Da nun die Reihe die Doctoren traf, ginge er dieselbe vorbei, weil er wohl wußte, daß diese alles mißbilligten und verwarfen. Es stunde auch bei der Tafel der Amtmann von Kaiserswerth, Peter von Spee; zu diesem

Friedrich; ihr begegnen wir zuerst um das Jahr 1348 in dem Namen Johann und Gobart Spee von Langenfeld (Lacomblet, Urkundenbuch III, Nro. 809); während sich Spede schon im Jahre 1166 finden. (Lacomblet, I, Nro. 414 und 463.)

[1] Vergl. die schöne Abhandlung über Friedrich von Spee von Dr. Hölscher im Programm der Realschule von Düsseldorf. 1871. S. 2.

[2] Es war dieß im Jahre 1582 zu Bonn.

wandte er sich und sprach: „Was sagst Du, Herr Peter, dann dazu? Glaubst Du denn auch, was ich gesagt habe?" Da nun dieser große und redliche Mann bezeugte, daß er es nicht glaubte, sprach Gebhard zu ihm: „Schau, Du bist ein Narr!" Von Spee aber lächelte und schwieg [1]. Bald darauf fiel Gebhard wirklich von dem katholischen Glauben ab und blutige Kämpfe wütheten in Folge dieses Abfalles am Rheine. Spee mußte nun nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Thaten für seine religiöse Ueberzeugung eintreten und nöthigenfalls Gut und Blut derselben opfern. Selbst als der eigentliche Krieg im Jahre 1584 beendet war, blutete das Erzstift noch lange an den Wunden, welche ihm ein ausschweifender und pflichtvergessener Prälat geschlagen hatte. Das ganze Land war unsicher; Parteigänger zogen auf und nieder und sengten und plünderten. Bald hier, bald dort gingen Dörfer und Weiler in Flammen auf, und besonders war es die Gegend von Kaiserswerth, welche furchtbar mitgenommen wurde. Als noch die letzten Spuren dieser Wirren wetterleuchtend dahinzogen, wurde Friedrich Spee geboren. Es war, als solle sich der Knabe schon früh an die Gefahren und an den vielfachen Jammer gewöhnen, den er im Mannesalter durch eigene Anschauung und eigenes Mitleben um so schmerzlicher empfinden mußte. Leider fehlen uns über seine Jugendjahre und ersten Lebensschicksale alle Nachrichten. Jedenfalls aber boten seine biederen Eltern alles auf, um ihm nicht bloß eine tüchtige geistige Bildung angedeihen zu lassen, sondern ihn auch im heiligen katholischen Glauben fest und unver-

---

[1] Religionsgeschichte der köln. Kirche unter dem Abfall der zweien Erzbischöfe. Aus der lat. Beschreibung des Arnold Meshov. Köln. 1764. Bd. II. S. 365.

brüchlich zu bestärken. Zu diesem Zwecke schickten sie ihn in das Jesuitencollegium von den „drei Kronen" zu Köln, um dort seine grammatischen und humanistischen Studien zu machen [1]. Jünglinge aus allen Gegenden des Rheinlandes empfingen hier ihre geistige Bildung, und eine der vielen schönen Blüthen aus dieser Anstalt war Friedrich von Spee. Wenn wir aus seinen Schriften auf die dort empfangene Erziehung schließen dürfen, so muß dieselbe eine durchaus tüchtige gewesen sein. Dabei unterstützten ihn die glücklichsten Anlagen und Talente; denn in den kurzen Nachrichten von Schriftstellern, welche ihn persönlich kannten, wird er ein „Mann von scharfem Verstande, geistreichem und richtigem Urtheile und von großer Gewandtheit in allen Zweigen des Wissens" genannt [2]. Auch muß sein äußeres Auftreten in Allem den Jüngling von vornehmem Stande verrathen haben, und selbst als Ordensmann verleugnete er diese Feinheit und Ritterlichkeit nicht. Kein Wunder, daß die Welt mit all' ihren Lockungen und Reizen ihn bestürmte und den feurigen Edelmann für sich zu gewinnen suchte. Er selbst hat uns diese Gefahren in einem Gedichte geschildert:

„Einmal hast mich gezogen,
O Welt! in deine Strick,
Einmal hast mich betrogen
Im schnellen Augenblick;
Bist wahrlich ganz verlogen,
Gibst viel zu schlechte Lust.
O weh! daß ich gesogen
Jemals an deiner Brust!
Die Freud ist bald entflogen,
Bald, bald fährt alles weg!

[1] Litterae annuae S. Jesu.
[2] Harzheim: Biblioth. Colon. p. 57.

Wer sich zur Welt gebogen,
Wird schnell zum halben Geck."

Dein Kelch, fährt er fort, ist zwar von lauterem Gold gezogen und mit Perlen und Edelgestein reich verziert; aber wehe dem, der daraus trinket. Auch ich ließ mich zum Trunke verführen, doch die Gnade Gottes kam zur rechten Stunde und errettete mich aus dem Verderben, in das ich zu stürzen drohte[1]. Anspielend auf diese Gnadenstunde erzählt er in dem güldenen Tugendbuche folgende herrliche Parabel: „Auf einen Sonntag begegneten einander die Liebe Gottes und die Liebe der Welt. Die Weltliebe sagt: Schwester, wie bist Du also traurig, es thut Dir, glaub' ich, schmerzlich wehe, daß mich die Menschen einlassen und Dich so gar ausschließen? — Da nahm die Liebe Gottes die Weltliebe mit Gewalt und band sie an das Kreuz; da starb alsbald die Weltliebe. Und es schwur darauf die Liebe Gottes, so oft ihr die Weltliebe begegne, wolle sie dieselbe fangen und an das Kreuz binden; sie habe nicht gewußt, daß die Weltliebe sterbe, so man sie an's Kreuz anbinde. — Der Treue und Liebe kann ich noch nicht vergessen"[2].

Spee hatte während seiner Studien tiefere Einblicke in den Geist der Gesellschaft Jesu gethan. Die Richtung und das Streben des aufblühenden Ordens sagten ihm zu, und

---

[1] Trutznachtigall, herausgeg. v. Clemens Brentano. Berlin. 1817. Wörtlichtreue Ausgabe mit erneuerter Orthographie. Wir geben die Citate in den folgenden Blättern nach dieser Ausgabe, wie wir uns für die Stellen aus dem „güldenen Tugendbuch" an die getreue hochdeutsche Bearbeitung halten, welche Fräulein von Hertling auf Veranlassung Brentano's 1829 herausgab. — Eine zweite Auflage erschien zu Coblenz 1850.

[2] Güldenes Tugendbuch. Coblenz. 1850. Bd. II. S. 124.

so zerbrach er „Wappen und Stammbaum, entschlug sich aller Reize und Freuden und zündete aus diesem Erdentande vor dem Kreuze Christi ein Feuer des Lobes und der Liebe an" [1]. In seliger Freude und Dankbarkeit, daß Gott ihn aus den Gefahren einer blendenden Jugend errettet hatte, singt er:

„In Gottes Hand schon lagen
Des Todes Pfeil' bereit,
Jetzt, jetzt sprang ab der Bogen,
O schlimme Ewigkeit!
Da ward ich schnell entzogen,
Schnell, schnell zur ander'n Seit',
Daß mich nicht traf der Bogen,
Noch Pfeil' mir thäten Leid.
O Gott, will Dich nun loben,
Loben Deine Gütigkeit,
Dich loben, immer loben,
Loben in Ewigkeit" [2].

II.

Sein Eintritt in die Gesellschaft Jesu; Wirken in Paderborn.

„O Welt, o Welt, du schnöde böse Welt," sagt Spee an einer Stelle des güldenen Tugendbuches, „wie ist es möglich, daß dich deine Kinder also heftig lieben? da doch du ihnen endlich also übel lohnest. Warum lassen wir dich nit einmal fahren? warum erkennen wir nit einmal deine Falschheit? Warum lieben wir nit vielmehr unseren Schöpfer und treuen Herrn? Warum dienen wir ihm nit von ganzem Herzen, der allein uns rechte Treu und Glau=

[1] Ebend. Bd. II. S. 8.
[2] Trutznachtigall. S. 379.

den hält, der allein uns alles geben kann, allen Reichthum, Ehr und Wollust, die wir jetzt vergeblich bei der falschen Welt auf Erden suchen?"[1]

Solche und ähnliche Erwägungen stellte der neunzehnjährige Jüngling auch damals an, als er glücklich den Reizen der Welt entronnen war. Er wollte fortan bei Gott allein seine Lust und Freude suchen und bat deßhalb im Jahre 1610 um die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Sie wurde ihm bewilligt, und noch im Herbste desselben Jahres reiste er nach Trier, um sein Noviziat anzutreten.

P. Christian Maier, aus Mengelrode auf dem Eichsfelde, ein Mann, der als Doctor der Theologie und Philosophie mit tiefer Wissenschaft die gründlichste ascetische Bildung verband, wurde sein Lehrmeister im geistlichen Leben. In dieser Schule lernte Friedrich die praktische Entsagung der Welt und ihrer eiteln Freuden und Ehren, — eine Tugend, in der für den Ordensmann der eigentliche Schwerpunkt des religiösen Lebens, das Centrum der christlichen Vollkommenheit verborgen liegt.

„Auf eine Zeit", erzählt Spee, „ging ich mit trockenen Augen bei einem Kreuz vorüber, da rief mir ein Engel von dem Kreuze und sprach: hörst du, undankbarer Knecht, wie schaust du deinen Herrn mit so undankbaren Augen an! Hie werf' ich dir hinab etliche Kreuzfrüchte, die sollst du essen, und bald wirst du einen andern Sinn bekommen. Da schüttelt er den Baum des Kreuzes, und es fielen die schönen Früchte ab. Die hießen also:

Hie oben am Kreuz ist Pein und Leiden,
Hie oben am Kreuz will Gott verscheiden,
Den Tod unschuldig muß er leiden,
Wann willst du Mensch die Sünden meiden?

[1] Diese Stelle findet sich gleichfalls in der Trutznachtigall. S. 412.

Solche Frucht las ich auf und gab meiner Seel davon zu essen, von Stund an bekam sie einen andern Sinn, und weinet zugleich und sang vor Freuden:

> Wohlan, wohlan, die Welt ist voller Schmerzen,
> Ade, ade, das sag ich dir von Herzen,
> An's Kreuz will ich mein' Sünden binden,
> Da soll man mich hinfürter finden" [1].

Die Gefahren der Welt hatten den Jüngling veranlaßt, den verachteten Ordensstand zum Erbtheil zu erwählen, die Liebe zum gekreuzigten Erlöser munterte ihn auf, sein Opfer voll und ganz zu bringen und in keiner andern Liebe, als in der Liebe Gottes sein Genügen zu finden. Es mag wohl im Noviziat gewesen sein, als dieses innere Gnadenlicht mit seinen Strahlen die Seele des jugendlichen Religiosen erleuchtete. Keine Tugend wenigstens tritt in seinem ganzen Leben mit solcher Klarheit hervor, als die Verachtung alles Erdentandes und die mit ihr innig verbundene Kreuzesliebe.

Nachdem Friedrich das zweijährige Noviziat vollendet und während eines Jahres philosophischen Studien obgelegen hatte [2], wurde er 1613 als Magister der Grammatik und der schönen Wissenschaften nach Köln gesendet. Mit der größten Sorgfalt widmete er sich diesem neuen Amte. Es wird von ihm gerühmt, daß er sich die innigste Liebe aller seiner Schüler in hohem Grade erwarb. Er führte und leitete dieselben nicht bloß auf der Bahn der Wissenschaften, sondern auch auf dem Wege der Tugend

[1] Trutznachtigall. S. 420.

[2] Spee hatte bereits vor seinem Eintritte das curriculum philos. absolvirt; aus analogen Fällen müssen wir schließen, daß er als Scholastiker nur während eines Jahres die Philosophie repetirte, wie es damals gebräuchlich war.

von Stufe zu Stufe voran, so daß viele dem Beispiele ihres Lehrers folgten und gleichfalls später in verschiedenen Orden sich Gott dem Herrn weihten. Drei Jahre war Spee in dieser Stellung thätig, als er 1616 zum Studium der Theologie abberufen wurde. Aber schon 1621 kehrte er als Priester nach Köln zurück und übernahm den Lehrcursus der Philosophie mit dem gleichen Erfolge und der gleichen Auszeichnung, wie er früher die niederen Wissenschaften docirt hatte.

Indessen zog Spee nicht nur durch seine mit der größten persönlichen Liebenswürdigkeit gepaarte Sittenstrenge und Frömmigkeit, sondern auch durch seine bedeutenden Geistesanlagen, zumal durch sein Rednertalent, die Augen der Obern auf sich. Ein solches Talent sollte nicht in den Schulen sein Leben beschließen, es sollte vielmehr in die praktische Wirksamkeit eintreten, wo durch Missionen so viel Gutes befördert werden konnte. Ein äußerer Umstand beschleunigte diese Absicht der Obern.

Während Spee in Köln als Lehrer der Philosophie wirkte, zog sich ein furchtbares Unwetter über die deutschen Lande zusammen, und bereits entluden sich einzelne verhaltene Schläge. Der 30jährige Krieg war entbrannt; der Winterkönig Friedrich von der Pfalz wurde zwar geschlagen, aber nun führten die zerstreuten Freibeuter den Krieg auf eigene Faust. Es war das Vorspiel der kommenden schrecklichen Dinge. Der Braunschweiger Christian warf sich als Rächer für Friedrichs Gemahlin, Elisabeth, auf und hielt seinen Raubzug durch Westphalen, plünderte Kirchen und Klöster und ließ vor allem Paderborn seine Rache und Grausamkeit fühlen. In dieser Stadt verweilte er drei Monate, bis das Heranrücken spanischer Truppen ihn zum Aufbruche nöthigte. Jetzt konnten auch die Je-

suiten, in deren Collegium Christian sein Quartier aufgeschlagen hatte, zurückkehren. Der Aufenthalt Christians hatte verderblich auf die Stadt gewirkt; aus Furcht und theilweise aus geheimer Vorliebe für die Neuerungen neigte sich ein großer Theil der Bürger, besonders des Adels, der Reformation zu. Das strenge Einschreiten des Kurfürsten Ferdinand von Bayern vermochte nicht die Irrlehre gänzlich auszurotten. Da erbat sich Ferdinand den P. Spee als Prediger für die Domkanzel nach Paderborn. Während der Jahre 1625 und 1626 wirkte Friedrich in dieser Stellung mit so segensreichem Erfolge, daß eine noch lebende Ueberlieferung ihm die Rückkehr einer bedeutenden Anzahl westphälischer Adeligen zur katholischen Kirche zuschreibt.

Ein eigenthümliches Ereigniß, das so recht die Aufopferung und den frommen Liebeseifer unseres Missionärs charakterisirt, scheint gleichfalls in diese Zeit zu fallen.

„Ein Missethäter sollte hingerichtet werden und, obgleich Spee alles versucht hatte, um ihn zur Reue und zur Ablegung einer heiligen Beichte zu stimmen, blieb der Unglückliche dennoch verstockt. Da sagte der eifrige Priester zu ihm: „Ihr wißt, wie viel Gutes ich auf meiner Rechnung habe; das alles setze ich auf die Eurige und schenk's Euch zum Eigenthum, wenn Ihr Leid über Eure begangenen Sünden und gröblichen Verbrechen bezeugt, hiernächst Jesum Christum und dessen Verdienst ergreift, alsdann könnt Ihr selig werden.“ Die Sprache eines solchen Mannes von Credit, wie P. Spee war, machte den stärksten Eindruck auf den bisherigen Bösewicht, daß er zurückdachte, seine Verbrechen als wahrer Christ beseufzte, sich von Stunde an bekehrte und sehr gelassen, ruhig, freudig und selig aus der Welt ging.“ Soweit A. S. G. Guse, der

diese Erzählung aus dem Munde einiger alten Jesuiten vernommen hat[1].

Das alte Paderborn vergaß den frommen und eifrigen Ordensmann nie; noch bis auf den heutigen Tag zeigt man in dem früheren Jesuitenkollegium das Kämmerchen, welches Spee vordem bewohnte.

III.

Die Hexenprozesse; Spee in Würzburg.

Mit dem Jahre 1627 eröffnete sich ein neuer Schauplatz der Wirksamkeit für Spee's Opfermuth. Er sollte mit den Schrecknissen der Hexenprozesse bekannt werden, die gleich einem angeschwollenen Gießbach ihre Wogen über die damalige Welt und zumal über unser deutsches Vaterland ergossen. Der demüthige Ordensmann ward von der Vorsehung auserwählt, mit kühner Hand dem anfluthenden Verderben einen Damm entgegenzusetzen, welchen die Fluth weder zu durchbrechen, noch zu übersteigen vermochte. Seine Wirksamkeit auf diesem Gebiete war vielleicht die wichtigste Aufgabe seines Lebens, jedenfalls aber diejenige, welche seinem Namen für alle Zeiten bei Freund und Feind dauernde Liebe und Hochachtung sicherte.

Das große Hexenverbrennen, welches Ulrich von Wirtemberg 1616 anordnete, hatte den angrenzenden Rhein- und Maingegenden das Signal zu gleichem Beginnen gegeben. Noch gelang es dem Bischof von Würzburg für

[1] Westphälisches Magazin zur Geogr., Hist. und Statistik, herausgegeben von P. F. Weddigen. III. Bd. X. Heft. S. 482. Bielefeld. 1787.

einige Jahre die Aufregung zu dämpfen und zu bemeistern. Aber zu Ende des Jahres 1626 konnte Philipp Adolf von Ehrenberg, ein sonst milder und frommer Mann, nicht mehr zurückhalten. Hoch und Niedrig, die Juristen wie der Pöbel verlangten die Verfolgung der Hexen. Der Aufstand brach los, und zwar um so furchtbarer, je länger man ihn einzudämmen gesucht hatte. Philipp Adolph erbat sich nun von den Jesuiten einen Beichtvater für die unglücklichen Opfer, und Spee wurde von Paderborn zu diesem Zwecke nach Würzburg berufen (1627).

Bevor wir näher auf seine Thätigkeit an diesem Orte eingehen, müssen wir vor allem in kurzen Zügen die eigenthümliche Erscheinung dieses Wahnes charakterisiren [1].

Der Glaube an Hexen und an Wesen, die mit den Mächten der Finsterniß in Verbindung stehen, wurzelt in der menschlichen Natur und findet wohl seine tiefere Erklärung in jener Erkenntniß, daß wir durch den Sündenfall unserer Stammeltern und durch die eigenen persönlichen Sünden unter die Herrschaft der bösen Geister gekommen sind. Was sie von Gott nicht zu erhalten hoffen, das hoffen deßhalb sittlich verdorbene Menschen von dem Widersacher Gottes zu erlangen. Schon die ältesten Bücher der heiligen Schrift reden von Zauberern, Geisterbeschwörern und Wahrsagern. Bei allen Völkern, unter den Stämmen des grauen Alterthums, wie unter den wilden Horden Asiens, Amerika's und Afrika's finden sich diese Anschauungen.

[1] Vergleiche zu dem Folgenden: Soldan: Geschichte der Hexenprozesse. Stuttgart. 1843. — Roskoff: Geschichte des Teufels. Leipzig. 1869. II. Bd. — Wächter: Beiträge zur deutschen Geschichte, insbes. zur Geschichte des deutschen Strafrechtes. Tübingen. 1845. — Horst: Dämonomagie. 1818. Deßgl. Zauberbibliothek. 6 Thle. Mainz. 1821—26.

Selbst die hochgebildete Griechen- und Römerwelt versenkte sich, als der Rationalismus überhand nahm, mit wahrer Lust in die Mysterien einer finsteren Magie und dämonischen Theurgie. Das waren nicht alles Spiele der Einbildung. Denn angesichts erwiesener Thatsachen aus den Schriften der Kirchenväter, unzähliger Beispiele der heiligen Bücher und der bestimmten Lehre der katholischen Kirche läßt sich das Hineinragen der Geisterwelt in die Geschichte und Geschicke der Menschheit keineswegs leugnen.

Es war nicht zu verwundern, daß in den ersten Zeiten des Christenthums mancherlei Anschauungen heidnischen Wahnes und abergläubischer Systeme in den Gemüthern der Neubekehrten haften blieben. Die katholische Kirche durfte natürlich einen solchen Unfug nicht dulden, sondern mußte mit aller Entschiedenheit dagegen auftreten. Denn es war an kein volles, lebendiges Christenthum zu denken, so lange diese Reste des Heidenthums die Herzen beherrschten. Zudem warfen sich die gnostischen und manichäischen Sekten mit einem gewissen Reize in diese finsteren Mysterien und suchten durch solche Gaukeleien die Gläubigen zu bethören und irre zu leiten. Auch hielt die Kirche den Grundsatz unerschütterlich fest, daß schon allein der Versuch, bei den Mächten der Finsterniß Hülfe und Beistand zu erlangen, den Abfall von Gott in sich schließe. Aus diesem dreifachen Grunde übernahmen bereits die heiligen Väter den Kampf gegen diese Vorstellungen, mochten sie sich nun im Gebrauche von Talismanen, oder im Mißbrauche der heiligen Schrift zur Erforschung der Zukunft, den sogenannten „heiligen Loosen", äußern [1]. Mit ihnen vereinigten sich die Stimmen

[1] Vergl.: Basil. M. Epist. ad Amphil. — Euseb. Caesar. de praepar. Evang. l. 3. — S. August. de civitate Dei, lib. VIII,

der Concilien. Die älteren Pönitentialbücher, die National- und Provincialconcilien, sowie das canonische Recht enthalten eine Reihe von Hinweisen auf die Nichtigkeit magischer Künste und Zauberei, der Wahrsagerei und Zeichendeuterei, der Amulete und selbst der Ordalien[1]. Den schwersten Kampf indessen hatte das Christenthum mit dem Aberglauben der germanischen Völker zu bestehen. Der Naturcult unserer Vorfahren, ihr tieferes Mitleben mit all' den tausendfältigen Erscheinungen, die Sommer und Frühling, Herbst und Winter in stetem Wechsel hervorrufen, nährte das Gefühl einer träumerischen, abgöttischen Verehrung. War ja doch der Mensch selbst nach heidnisch-germanischer Anschauung eine der Erde entsprossene Erle oder Esche, dem die Götter im Blute das Leben, in der Seele die bewegende Kraft gegeben hatten. Quellen und Flüsse, die Gräber der alten Helden empfingen Opfergaben; aus dem Rauschen der Flußwirbel wurde die Zukunft erforscht; durch Holzreibung entstandenes „Nothfeuer" und verschiedene Kräuter besaßen als Geschenk der Götter heiligende und reinigende Kraft; Springwurzeln und Wünschelruthen öffneten den Eingang zu verborgenen Schätzen. Als das Christenthum eindrang, wurde das, was früher die Götter in diesen Dingen bewirkten, dämonischem Einfluß zugeschrieben, und nach wie vor fuhr der Germane fort, diese abergläubischen Gebräuche zu üben, obgleich bereits längst die Gesänge der alten Gott-

cap. XIX; lib. XXI, cap. VI. — Epist. ad Januar. — Origenes. hom. XVI in Num. XXIII, 11, n. 7.

[1] Wir heben nur einzelne Concilien hervor, so das von Elvira (305), can. 6; die Synode von Ancyra (314), can. 23 (Harduin tom. I, S. 279); von Laodicea (343—381), can. 36 (Harduin t. I, Seite 787); von Arles (443 oder 452), can. 23 (Harduin t. II. S. 775) u. v. a.

heiten schwiegen, die Druidenaltäre zertrümmert am Boden lagen und an ihrer Stelle das Kreuz sich prangend erhob. Auch hier trat die katholische Kirche abermals entschieden auf; fast sämmtliche Synoden, welche zwischen den Jahren 549—813 gehalten wurden, erlassen Verordnungen gegen die Verehrung der heiligen Quellen, Bäume und alten Steinmale, gegen den Kräuterzauber und ähnliche Dinge. Das Concil von Leptinä (wahrscheinlich in Lothringen) gab 743 in dreißig Artikeln ein Verzeichniß der abergläubischen und heidnischen Gebräuche, die damals noch im Schwunge waren[1].

Von Hexen ist bis in's 13. Jahrhundert hinein selten die Rede. Nur die sogenannten Wettermacher, welche Hagel und Donner heraufbeschwören, das Vieh bezaubern und die Herzen rauben konnten, erscheinen in einzelnen Conciliarbestimmungen als ferne Vorboten der armen Hexenweiber. Aber es zeigt sich auch bereits die Strafe, welche diesen unglücklichen Geschöpfen drohte. Volksrache verhängte sie in der ältesten Zeit, und die Gesetze der fränkischen Könige, zumal Karls des Großen, rügten ihrerseits wieder diese Rache mit dem Tode. So heißt es in einem Canon der Synode von Paderborn (785), dem Karl der Große Gesetzeskraft verlieh: „Wer vom Teufel geblendet nach Weise der Heiden glaubt, es sei jemand eine Hexe und esse Menschen, und diese Person deßhalb verbrennt, oder ihr Fleisch ißt, oder Anderen zu essen gibt: der soll mit dem Tode gestraft werden"[2]. Schärfer bereits und bestimmter

---

[1] Pertz: Leg. I, p. 19 sqq. Selbst die Synode von Trier im Jahre 1227 mußte noch gegen die Verehrung heiliger Quellen kämpfen. Vergl. Harzheim: Conc. Germ. tom. III, p. 526 sqq.

[2] Pertz: Legum tom. I. S. 48.

war der Hexenwahn im Anfange des 14. Jahrhunderts ausgeprägt. „Kein Weib soll vorgeben", sagt der einundachtzigste Canon der Synode von Trier (1310), „daß sie Nachts mit der heidnischen Göttin Diana oder mit der Herodias und einer unzähligen Weibermenge ausreite. Denn das ist teuflischer Trug" [1]. Die Anklage des Teufelsbundes, welche später in jedem einzelnen Hexenprozesse die Hauptbeschuldigung bildete, ist hier schon klar und deutlich ausgesprochen und die Fassung des Canons zeigt, daß der Wahn in manchen Köpfen spukte und dieser Bund nicht bloß geglaubt, sondern auch gesucht wurde. Die Häresieen des Mittelalters mit ihren gräulichen Ausschweifungen konnten allerdings einen Beweis für die Einwirkung der bösen Geister liefern und den Gedanken nahe legen, daß mit dem Teufel ein förmlicher Contrakt sich schließen lasse zum Zwecke des Lasters und schändlicher Zauberei. Ausgelassene Sinnenlust, die immer mehr überhand nahm, förderte, verbunden mit roher Unwissenheit, diese Gelüste und je mehr wir uns dem Wendepunkte des 15. und 16. Jahrhunderts nähern, um so häufiger begegnen uns die Spuren des Wahnes. Die Hauptanklage gegen die Jungfrau von Orleans war, daß sie eine Zauberin und ein Werkzeug der Hölle sei; diese Beschuldigung lieferte der Rache ihrer Feinde das Mittel in die Hand, um die Retterin Frankreichs auf den Holzstoß zu bringen. Schon vorher hatte man den Templern vorgeworfen, sie beteten den Teufel an, der ihnen in Gestalt einer schwarzen Katze erschiene. Das waren alles nur Vorzeichen, die aber die Gemüther noch mehr erhitzten und erregten. Endlich loderten zuerst in Frankreich um 1470 die Scheiterhaufen empor, das Signal war gegeben und

[1] Schannat: Concil. Germaniae, tom. IV ad ann. 1310.

als ob die Flammen immer neue Hexen hervorbrächten, zog der Aberglaube wie eine Epidemie durch alle Länder. Zumal den ganzen Rhein entlang wälzte er sich als drückender Alp. Die einen fürchteten und schauten überall Hexen und Zauberer. Krankheiten, plötzlicher Reichthum, Stürme und Feuersbrunst, Liebesleid und Eifersucht waren die Wirkungen höllischer Verträge. Außergewöhnliche Häßlichkeit wie hervorragende Schönheit, tiefer Ernst wie ausgelassene Heiterkeit, Tölpelhaftigkeit wie Klugheit, kurz jede ungewohnte Erscheinung weckte den Verdacht. Auf der andern Seite ergaben sich wirklich Viele, ob bewußt oder unbewußt, dem furchtbaren Einflusse und fanden ihre Lust in der Ausführung magischer Handlungen. Es gab eine Unzahl, die von sich selber die feste Ueberzeugung hatten, daß sie zaubern könnten, und die deßhalb einen förmlichen Teufelscult trieben. Die mysteriösen Phantastereien der Astrologen und Alchymisten förderten und bestärkten diese Meinung. Unwillkürlich drängt sich uns hier die Frage auf, ob dieser Wahn nur ein verbrecherisches Spiel der Phantasie gewesen ist, oder ob ihm dämonischer Ursprung zu Grunde lag. Gewiß haben Tortur und Folter, falsche Anklagen und sittliche Versunkenheit die meisten Hexen geschaffen, aber es steht auch wiederum sicher fest, daß sich damals häufig eine Einwirkung kund gab, die nicht auf natürliche Weise erklärt werden kann. Der religiöse Unglaube hat ja gemeiniglich den Aberglauben und die offene Anbetung des Teufels im Gefolge. Wir brauchen dafür nicht in frühere Jahrhunderte zurückzugreifen und sie der finsteren Unwissenheit zu beschuldigen, unsere Zeit ist reich genug an derartigen Beispielen. Das Wort Shakespeare's: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt", galt und gilt noch immer-

fort. Tischrücken, Geisterklopfen und der ganze moderne Spiritualismus beweisen dieses, und manche derartige Erscheinungen möchten sich wohl schwer durch das magnetische Fluidum und unbekannte mechanische Kräfte erklären lassen. Aehnliche Fälle liegen uns in den Hexenprozessen vor.

Als der finstere Wahn die oben berührte schreckliche Ausdehnung annahm, trat die katholische Kirche mit Entschiedenheit dagegen auf und zwar zunächst nur belehrend und warnend. Da aber dieses nichts half, erließ Innocenz VIII. am 4. Dezember 1484 die Bulle: summis desiderantes affectibus gegen den Unfug; er wollte die Untersuchungen geistlichen Richtern übertragen, um mehr Ordnung, Gerechtigkeit und Milde in das Verfahren zu bringen. Die Dominikaner Sprenger, Krämer und Gremper wurden mit der Ausführung der Bulle betraut. Um dem Vorgehen Einheit und Regelmäßigkeit zu geben, verfaßte Sprenger den „Hexenhammer", ein Werk, das regeln sollte, aber leider nur neuen Zündstoff anhäufte. Sprenger glaubte alles, was den armen Hexen vorgeworfen wurde, mochten es auch die offenbar tollsten Märchen sein; er setzte die Angeklagten als schuldig voraus und gründete auf diese unrichtige, zum wenigsten übertriebene Voraussetzung das Gesetzmäßige seiner Handlungen. Der Hexenhammer war, wie Görres sagt, „ein Buch, das zwar rein und untadelhaft in seiner Intention, aber nicht mit geschärfter Urtheilskraft durchgeführt, ohne hinlänglichen Grund thatsächlicher Erfahrung, unvorsichtig auf die scharfe Seite hinüberwog"[1]. Von jetzt an fanden alle Hexenrichter in diesem Buche die Entschuldigungsgründe für ihr Verfahren und die Beschwichtigung für die auftauchenden Zweifel

[1] Görres: Mystik. Bd. IV. Abth. 2. S. 585.

ihres Gewissens. Dazu kam die Unordnung in politischer Beziehung und die Unwissenheit des gemeinen Volkes, und endlich schuf die Folter, welche in der „Lex Carolina“ eine Rechtskraft erhielt, eine Menge Hexen. Von jetzt an ist kein Ort, an welchem nicht Unglückliche verbrannt wurden; wenn in einem Gebiete die Scheiterhaufen brannten, wurden sie auch bald in den angrenzenden Ländern entfacht. Neue Tribunale wurden errichtet und die Untersuchungen blieben in weltlichen Händen. Selbst diejenigen Geistlichen, welche sich hie und da in den Commissionen befanden, waren als Richter nur Diener des Staates. An dem Klerus fand Sprenger sogar vielfach den heftigsten Gegner.

Aber was half alles? Die Hexerei war ein Ausnahmeverbrechen, bei dem man sich an die gewöhnlichen Regeln der Untersuchung keineswegs gebunden glaubte. Tausende von Opfern bestiegen fortan den Holzstoß. Waren die Richter selbst nicht streng genug, dann verschaffte das Volk sich gegen die Angeklagten vermeintliche Gerechtigkeit. So steinigte der Pöbel von Laon zwei Weiber, weil die Richter zu milde gegen sie gewesen seien. Aehnliche Beispiele ereigneten sich auch in den deutschen Landen. Man spricht von 48,000 Personen, die zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts diesem Wahne geopfert wurden. Nikolaus Remigius erzählt, wie er selbst als Criminalrichter in Lothringen innerhalb 15 Jahren 800 Hexen habe martern und verbrennen lassen[1]. Zuletzt hielt er sich selbst für einen Zauberer, gab sich an und endete auf dem Scheiterhaufen.

Als die Reformation auftrat, heilte sie dieses Uebel ebenso wenig wie viele andere, die sie angeblich heilen wollte.

[1] Daemonolatreiae libri tres N. Remigii. Frankfurt. 1596.

Luther sah ja selbst überall den Teufel, nannte die Papisten vom Teufel Besessene, und versicherte einmal in einer Predigt, von den deutschen Bischöfen habe jeder auf den Reichstag nach Augsburg nicht etwa nur einen Teufel, sondern eine ganze Schaar höllischer Geister mitgebracht[1]. Und während Calvin die Seele der Genfer Regierung war, wurden in der kurzen Frist vom 17. Februar bis 15. Mai 1545 vierunddreißig jener Unglücklichen — und unter ihnen des Scharfrichters eigene Mutter — durch Schwert, Scheiterhaufen, Galgen und Viertheilung vom Leben zum Tode gebracht. Und selten war es, daß der letzten Execution nicht noch grausame körperliche Verstümmelungen vorhergingen. Der Arm des Henkers ermattete unter der Last seiner Arbeiten, die eines Mannes Kraft überstiegen[2].

Demgemäß wurden auch in protestantischen Ländern die Verfolgungen aufgegriffen und fortgesetzt und zwar oftmals mit noch größerem Eifer und andauernder, als bei den Katholiken. Im Braunschweigischen gingen von 1590 bis 1594 die Executionen so stark, daß oft an einem Tag 10 Hexen verbrannt wurden. In der einen Stadt Nördlingen wurden von 1590—1594 allein 25 Personen hingerichtet. Bei Wolfenbüttel lag ein Wald, dessen sämmtliche Bäume verkohlt waren von den vielen Hexen, die dort einzeln angeheftet im Laufe weniger Jahre den Feuertod starben. Heinrich VIII. von England erließ einen Parlamentsakt gegen die Hexen (1541), und Elisabeth verschärfte denselben. Ihr Nachfolger aber, der grausame Pedant Jacob I., schrieb ein eigenes Werk, die „Dämonologia", in welcher er sagt: „Es hat zwar mehr „Gespenster" im Papst-

[1] Vergl. Döllinger: die Reformation. Bd. III. S. 271 ff.

[2] Kampschulte: Joh. Calvin. Bd. I. S. 427.

thum gegeben, von denen man nach der Reformation nichts weiß; aber dafür ist die teuflische Macht der Hexen weit mehr kund geworden, wie ich aus eigener Erfahrung in Großbritannien beweisen kann" [1].

So sehr die Glaubensspaltung auch die Gemüther auseinanderriß — in der Hexenverfolgung waren alle einig. Selbst die aufgeklärtesten Geister gingen hier mit dem Volke. Fischart übersetzte ein Werk des Franzosen Bodin (la Démonomanie) in die deutsche Sprache, um zu größerer Thatkraft aufzumuntern. Und dieser Bodin war doch sonst der ungläubigste und verkommenste Mensch, aber den Teufel ließ er sich nicht nehmen. Er hatte Recht und Grund dazu. Ein ebenso undurchdringlicher Schleier hielt Keppler's Augen gefesselt. Gustav Adolph richtete den ersten Artikel des schwedischen Kriegsrechtes gegen die Zauberer: „Mit Abgöttern, Zauberern und Waffenbeschwörern, und wer mit Zauberei umgeht, soll nach göttlichem und schwedischem Rechte verfahren werden." Und als Tilly in der Schlacht von Breitenfeld verwundet wurde, ohne schwer verletzt zu sein, hatte der Schwede nichts eiliger zu thun, als auszusprengen, der alte Kriegsheld habe durch ein Bündniß mit dem Teufel das Fest- und Gefrorensein erlangt. In diesem Falle ging nämlich eine gewöhnliche Kugel nicht durch, sondern brachte höchstens eine leichte Quetschung hervor. Die katholischen Schriftsteller aber boten alles auf, um diese Verleumdung dadurch zu widerlegen, daß Tilly dennoch sowohl am Haupte als an der Seite blutende Wunden gehabt habe, und daß somit die Anklage des Gefrorenseins wegfalle [2].

[1] Daemonologia: l. II. 7.

[2] Onno Klopp: Tilly. Bd. II. S. 447 ff.

Das ist in wenigen Worten der Gang der Hexenprozesse, die gerade in der vollsten Blüthe standen, als Spee in Würzburg ankam.

Im güldenen Tugendbuche versucht Spee die christliche Seele durch die Betrachtung großer Leiden zum Mitleid und zur Nächstenliebe zu stimmen. „Stelle Dir vor," sagt er, „wie hin und wieder durch die ganze Welt viel arme, gefangene Sünder und Sünderinnen, Schuldige und Unschuldige in Kerkern und Banden liegen. Gar viele werden unschuldig gefoltert, gepeinigt, gegeißelt, geschraubt und mit neuen, unmenschlichen, grausamen Martern ihnen so zugesetzt, daß sie vor unleidlicher Größe der Pein auf sich oder Andere endlich bekennen, was sie nie gethan oder gedacht haben. Wenn sie auch vor Gott ganz unschuldig sind, will man es ihnen doch nicht glauben, sie müssen mit Gewalt und Zwang, gleichviel mit Recht oder Unrecht, es gehe, wie es wolle, schuldig sein, sonst will man sie nicht hören. Kein Jammern und Weinen, kein Entschuldigen und Rechtfertigen, nichts auf der Welt hilft ihnen mehr — sie müssen schuldig sein. Man peinigt sie so lange, bis sie endlich sterben oder bekennen. Halten sie die Martern aus, so spricht man, daß der Teufel sie stärke und sie nicht bekennen lasse; auch dann müssen sie schuldig sein und als Unbußfertige und Verstockte noch greuliger als sonst hingerichtet werden" [1].

Das war das furchtbare Bild des Jammers, welches Spee in Würzburg und dem angrenzenden Bamberg vor Augen hatte.

Nach einem alten gerichtlichen Verzeichniß wurden in den Jahren 1627, 1628 bis 16. Februar 1629 allein zu

[1] Spee: Güldenes Tugendbuch. Bd. II. S. 87 ff.

Würzburg hunderachtundfünfzig Hexenleute in neunundzwanzig Bränden hingerichtet. Wir finden unter diesen Unglücklichen vierzehn Vicarien der Hauptkirchen, drei Domherren, mehrere Rathsherren, die Wittwe eines Kanzlers, einen Doctor der Theologie, mehrere junge Edelleute und Edelknaben, ein blindes Mädchen, ein kleines Mägdelein von neun Jahren und ein noch kleineres, ihr Schwesterlein, viele angesehene Bürger, Gobel Babelin, die schönste Jungfrau in ganz Würzburg, und einen munteren Studenten, so viele Sprachen gekonnt und ein tüchtiger Musiker gewesen ist[1]. In ähnlicher Weise wüthete die Verfolgung im Bisthum Bamberg.

Spee selbst begleitete an zweihundert dieser Schlachtopfer zum Feuertode. Sein Herz blutete und wallte über vor Schmerz und Gram. „Nichtsdestoweniger dürfen wir uns unter ihm", wie Brentano sagt, „keinen sogenannten Aufgeklärten denken, der an das Reich der Hölle und an eine thätige Propaganda ihres Fürsten nicht glaubte. Er blies das Ei nicht aus, weil er vor dem Küchlein in demselben das armselige Licht der Weltklugheit nicht sehen konnte. Spee war ein begeisterter Priester Jesu Christi, unseres lebendigen menschgewordenen Gottes, er war ein Träger und Mittheiler geistlicher Gnaden, er glaubte an die Pforten der Hölle, welche zu zerbrechen, das Wort Fleisch geworden ist. Eines leugnen, heißt dem Satan einen Stein in das lebendige Wasser werfen, über dem die Geister wohnen, bald folgt der zweite und sofort der dritte, bis der Teufel eine Brücke hat, um zu uns zu gelangen mit dem Unglauben, der Gottlosigkeit, Lüge, Sünde und dem ewigen Tode. Der Triumph der Schlange ist, daß man nicht an sie glaube

[1] Hauber: Bibliotheca magica. Bd. III. Anhang.

und sie ruhig im Busen trage, bis sie uns vergiftet" [1]. Spee glaubte, und deßhalb sagt er in seiner cautio criminalis ausdrücklich: „Obgleich ich selbst viel in Kerkern mit Elenden, die satanischer Gemeinschaft beschuldigt waren, in geistlichem Berufe verhandelte und mit Fleiß, aufmerksamer Forschung, will nicht sagen Neugierde, all' mein Denken so in diesen lichtlosen Abgrund verwickelt habe, daß ich nicht mehr wußte, was ich von dieser Sache glauben sollte: so habe ich dennoch, die Summe der verwirrten Gedankenrechnung zusammenziehend, für wahr halten müssen, daß solche Verbrecher bestehen, und dieses ohne Frevelmuth und groben Unverstand nicht geleugnet werden kann. Daß aber so Viele und alle Jene, welche verbrannt werden, wirklich schuldig seien, glaube weder ich noch andere gottesfürchtige Männer. Es soll mich auch Niemand so leicht dessen überreden, falls er nur mit ungestümem Schreien und blinder Autorität, sondern mit Vernunft und Nachdenken gegen mich treten und mit mir die Sache prüfen will" [2].

Spee's erster Besuch in den Gefängnissen beugte ihn tief; die Gefangenen weigerten sich, die heiligen Sakramente zu empfangen, weil sie fürchteten, die Beichte möchte in den Augen der Richter als ein Geständniß ihrer Schuld erscheinen. Ein Gespräch außer der Beicht vermieden sie noch sorgfältiger, um den Priester nicht als Ankläger zu haben [3]. Allgemein und schrecklich war die Verzweiflung dieser Wesen, und Spee mußte Dinge hören, die ihn schaudern machten. „Manche", sagt er, „die überzeugt waren,

[1] Cl. Brentano: Ges. Briefe. Bd. II. S. 440.
[2] Cautio criminalis. Dub. I.
[3] Cautio criminalis. Dub. XXX.

sie seien ewig und unrettbar verloren, wenn sie, obgleich unschuldig, sich zu solchem Laster bekennen würden, kämpfen lange gegen den ungeheuren Schmerz, unterliegen aber doch zuletzt und verfallen in die größte Betrübniß, weil Niemand sie aufrichtet und tröstet"[1]. „Es ist nicht gut zu sagen, was ich dort Alles erfahren habe," schreibt er. „Ich erinnerte mich der Stelle im Prediger (die auch Tanner anführt): Ich wendete mich zu Anderem, und ich sah die Gewaltthaten, welche unter der Sonne geschehen, ich sah die Thränen der Gottlosen und keinen Tröster; sie können der Gewalt nicht widerstehen und sind allerseits der Hülfe beraubt. Da pries ich die Todten glücklicher als die Lebenden und hielt für glücklicher als beide den, der noch nicht geboren und die Uebelthaten nicht geschaut hat, welche unter der Sonne geschehen"[2].

Am meisten schmerzte ihn die offenbare Ungerechtigkeit und Schändlichkeit des Prozeßverfahrens. Er hat uns in der Cautio criminalis[3] eine Schilderung desselben hinterlassen, die wir hier anführen, weil sie zur Kenntniß der Sachlage dient und zugleich den hohen Muth Spee's charakterisirt, der dem Verbrechen solcher Justizmorde mit kühner Stirne entgegentrat.

„Gaja ist der Hexerei angeklagt und folgendes Dilemma liefert einen Beweis gegen sie: Entweder hat die bezeichnete Frau einen schlechten, unehrbaren Lebenswandel geführt, oder einen guten, rechtschaffenen. Ist es ein schlechter gewesen, so ruft man: seht da ein starkes Indicium; denn eine Schlechtigkeit steht mit der andern in nahem Verbande.

---

[1] Dub. XX, ratio VIII.
[2] Dub. XIX, ratio VII.
[3] Cautio criminalis. Dub. LI.

War ihr Lebenswandel aber rechtschaffen, so ist das nicht minder ein Indicium. Denn also, heißt es, pflegen die Hexen sich zu verhüllen und streben jederzeit den äußern Schein aufrecht zu erhalten...... Hierauf wird sie in den Kerker abgeführt und es ergibt sich sofort ein neuer Beweis gegen sie. Denn entweder zeigt Gaja Furcht oder nicht. Fürchtet sie sich, denn es kann ihr ja nicht unbekannt sein, mit welchen grausamen Martern man bei solchen Anklagen zu verfahren pflegt, so ist die Furcht ein Indicium. Ihr Gewissen, heißt es, klagt sie an. Zeigt sie aber keine Furcht, weil sie auf ihre Unschuld vertraut, so ist auch das ein Indicium. Denn eben dieß, sagt man dann, ist ja allen Hexen ganz besonders eigen: sie berufen sich immerdar auf ihre Unschuld und leugnen frech.

Damit es nun auch ferner an Indicien nicht fehle, so hat der Inquisitor seine Leute, und zwar oft unehrenhafte und übelberüchtigte, welche das ganze Leben der Angeklagten erforschen. Dabei kann es nicht fehlen, daß ihnen nicht irgend ein Wort und eine That aufstoße, welche eine böswillige Auslegung der Menschen leicht zu einer Hexerei verkehren oder verdrehen kann. Oder auch, wenn die Gaja bis dahin mit diesem oder jenem in Feindschaft lebte, so bietet sich für diese Gegner eine treffliche Gelegenheit ... Demgemäß wird zur peinlichen Frage geschritten ... Ein Anwalt oder eine Selbstvertheidigung wird keinem Angeklagten dieser Art gestattet. Die Zauberei, heißt es als Antwort auf eine solche Forderung, ist ein crimen exceptum ... Aber selbst wenn es der Gaja gestattet wäre, einen Vertheidiger anzunehmen, so würde sie keinen finden, denn jeder Anwalt und Vertheidiger würde fürchten, sofort selber in den Verdacht der Zauberei zu gerathen. Dasselbe **widerfährt überhaupt allen, die in dieser Sache**

etwas zu reden und die Richter etwa zur Vorsicht zu ermahnen wagen. Deßhalb ist allen der Mund verschlossen, und die Federn sind stumpf, daß sie weder reden noch schreiben.

Gemeiniglich jedoch, damit der Angeklagten wenigstens einiger Raum zur Vertheidigung gestattet werde, führt man sie vor, verliest die Anklagen und befragt sie darüber, wenn das ein Befragen genannt werden kann. Denn mag sie auch alle jene Punkte aufklären und jeden einzelnen Umstand zur Genüge angeben: es wird das weder bemerkt noch beachtet. Mag sie auch durch ihre Antworten jedes Wölkchen zerstreuen: es behält alles seinen Werth und seine Geltung. Die Angeklagte wird in den Kerker zurückgeführt, damit sie dort fleißiger überlege, ob sie noch ferner als halsstarrig beharren will; denn eben deßhalb, weil sie sich vom Verdachte reinigt, gilt sie für halsstarrig . . .

Nachdem sie überlegt hat, wird sie wieder an einem andern Tage vorgerufen, und es wird ihr die Verweisung zur Tortur vorgelesen, gleich als hätte sie auf alles gegen sie Vorgebrachte nichts erwidert und nichts davon hinweggeräumt . . . .

Diese Marter ist die der ersten Stufe, die leichtere. Dieß ist so zu verstehen. Die Marter an sich ist schwer genug; doch nennt man sie leicht in Rücksicht auf die folgenden. Wenn die Angeschuldigte nach der Marter der ersten Stufe bekennt, so wird öffentlich ausgesagt, daß sie ohne Folter bekannt habe . . . .

Demgemäß wird Gaja nach solchem Bekenntnisse ohne irgend ein Gewissensbedenken den Flammen überwiesen. Sie müßte freilich ebenso sicher auch sterben, wenn sie nicht bekannt hätte . . . Das Loos hat einmal entschieden. Die Angeklagte kann nicht mehr entrinnen; sie muß sterben . . . .

Wenn dann Gaja unter den Schmerzen der Tortur die Augen vor Schmerz entweder rollt, oder fest heftet, so ist das eine wie das andere ein Indicium. Wenn sie die Augen rollt, so heißt es, warum anders thut sie das, als weil sie ihren Buhlen sucht? Wenn sie dagegen irgend wohin den festen Blick richtet, so ruft man: seht da, sie hat ihn gefunden, sie erkennt ihn. Wenn sie aber nach wiederholter Folter noch immer schweigt, wenn man ihrem Gesichte ansieht, daß sie die Schmerzen zu verbeißen sucht, wenn eine Ohnmacht sie überwältigt: so ruft man aus, daß sie während der Marter lache und schlafe, daß sie dem Zaubermittel des Schweigens vertraue, daß sie um so viel strafbarer sei, daß man sie dennoch nicht anders als verbrennen könne ...

Es ist die Aufgabe eines geschickten Henkers, in der Anwendung seiner Mittel bis an das äußerste Maß dessen zu gehen, was menschliche Sehnen und Gelenke aushalten können, ohne zu zersprengen und zu zerbrechen. Doch auch dem gewandtesten und erfahrensten Meister schlägt es wohl einmal fehl. Wenn es dann je zuweilen geschieht, daß eine Angeklagte unter der Marter stirbt, so heißt es, daß der Teufel ihr den Hals umgedreht habe. Dann wird nach Gebühr freilich, wie man es nennt, die Leiche der Gaja vom Henker hinausgeschleppt und unter dem Galgen verscharrt.

Wenn aber Gaja unter der Marter nicht stirbt, wenn ferner das Gewissensbedenken des Henkers so groß ist, daß er ohne neue Indicien die Angeklagte weder abermals martern, noch auch, da sie nicht bekannt hat, dem Feuertode überweisen will: so wird sie im Gefängnisse zurückbehalten und mit stärkeren Fesseln angethan. Also überläßt man sie bis zu einem vollen Jahre in der Einöde des Ker-

kers den Wirkungen ihres Zustandes an Leib und Seele ....

Während nun Gaja im Kerker festgehalten und von denjenigen moralisch gequält wird, von welchen dieß am allerwenigsten geschehen sollte, fehlt es den scharfsichtigen Richtern nicht an Gelegenheit, gegen Gaja neue Judicien aufzufinden, und mit Hülfe derselben die Angeklagte, wenn es vor Gott erlaubt ist, dieß zu sagen, so in's Gesicht hinein zu überführen, daß sie nach dem Gutachten sehr gelehrter akademischer Doctoren lebendig verbrannt werden kann...

Da möchte ich doch um des allbarmherzigen Gottes willen wissen, welcher Weg, mag nun die Angeschuldigte mit oder ohne Bekenntniß sterben, sich hier zum Entrinnen eröffne, wenn man auch noch so unschuldig ist! Unglückliche, worauf hast du gehofft? Warum hast du nicht beim ersten Schritt in den Kerker dich für schuldig bekannt? Thörichtes, unbesonnenes Weib, warum willst du vielmal sterben, wenn du mit einem Male abkommen kannst? Folg meinem Rathe: vor aller Pein bekenne dich für schuldig und stirb. Entrinnen kannst du ja doch nimmermehr; denn du weißt, was das Ziel des Gerechtigkeitseifers in Deutschland ist.

Und auch an euch, ihr Richter, wende ich mich mit einer andern Frage: warum doch habt ihr euch umgesehen, warum doch habt ihr gesucht nach Hexen und Zauberern? — Glaubt mir, ich will sofort euch zeigen, wo sie sind. Wohlan, nehmet den ersten besten Kapuziner, den ersten besten Jesuiten, den ersten besten Priester; schlagt ihn an die Folter und sofort wird er bekennen. Ist er dann noch halsstarrig, schützt er sich durch Zaubermittel, so fahrt fort: endlich werdet ihr ihn brechen. Wenn ihr noch mehr wollt, so nehmet die Prälaten, die Domherren, die Doctoren der Kirche. Ich versichere euch, sie werden schon bekennen."

Das ist ein Bild der Rechtslosigkeit eines Verfahrens, das sich noch mit dem Scheine der Gerechtigkeit brüstete. Spee war erschüttert, als er diese Gewaltthaten sah. Er hatte keine Ruhe mehr; Tag und Nacht sann er über ein Mittel, um zu helfen und unter Thränen flehte er zu Gott — aber vergebens. Wie oft mag er in diesen betrübten Stunden die folgenden Worte erwogen und ausgesprochen haben, die er in dem güldenen Tugendbuche einer mitleidigen Seele in den Mund legt: „Gott weiß es, wie es mir leid ist, daß ich nicht helfen kann. Mich dünkt, ich wollte niederknieen und mir das Haupt abschlagen lassen, wenn ich die armen Kreaturen damit erlösen könnte. O Du mein allermildester Herr Jesu, wie kannst Du dulden, daß sie also gepeinigt werden? Ich bitte Dich durch das heilige Blut, so aus Deinem zarten Frohnleichnam geflossen ist, komme doch zu Hülfe den Unschuldigen und Bedrängten, daß sie nicht verzweifeln. Erleuchte die Obrigkeit, daß sie wohl zusehe, wie sie richte, und die Gerechtigkeit nicht in Grausamkeit und Gottlosigkeit umgewandelt werde. O mein Gott, wie gerne wollt' ich Alle herzlich trösten, ihnen Muth einsprechen und alle mögliche Liebe um Christi willen erzeigen. — Ach Jesu!"[1]

So dachte Spee und so handelte er. Die schönen Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln, welche er in der cautio criminalis den Beichtvätern jener unglücklichen Geschöpfe gibt, hat er selbst am treulichsten ausgeübt. „Seid wahre Väter", ruft er ihnen zu, „Tröster den Leidenden. Bittet die Armen, sich ganz euch hinzugeben, denn ihr würdet sie in euer Herz einschließen. O, lernet Mitleid haben mit dem Jammer, fühlet die Leiden, als wären sie

[1] Güldenes Tugendbuch. Bd. II. S. 88.

eure eigenen. Saget, ihr wollet euer Leben hingeben für sie, wenn es euch gestattet wäre; versprechet, daß ihr sie nicht verlassen wollet. Machet nicht, daß sich diese Opfer beklagen können, sie hätten keinen Trost gefunden. Wenn ihr als apostolische Männer handelt, dann werdet ihr die Herzen der Unglücklichen an euch fesseln, ihr werdet sie durch Liebe gewinnen. Ich habe es ja selbst oftmals erfahren" [1].

Auf diese Weise erwarb sich Spee bald das größte Zutrauen. Mit inniger Liebe und kindlicher Offenheit pflegten sich die Gefangenen und solche Personen, die im Verdachte der Zauberei standen, an den seeleneifrigen und herzguten Priester zu wenden. Bei ihm suchten sie Trost und Hülfe und ihm klagten sie ihre Nöthen und Leiden. Spee's Wirken begann trotz allen Jammers seine segensreichen Früchte zu tragen. Sein Herz wurde leichter, er war wieder freudig und glücklich.

IV.

Der Vorkämpfer gegen gesetzliche Gewaltthat.

Die innere Herzensfreude Spee's sollte nicht lange dauern. Die Hexenrichter hatten bereits seine Ankunft ungern gesehen; die volle Hingabe des eifrigen Ordensmannes an die unglücklichen Opfer erbitterte sie noch mehr. Eine Stelle in der cautio criminalis verbreitet ein eigenthümliches Licht über die Denkungsart dieser Verwalter des Gesetzes: „Alle Sorge wird getragen", schreibt er, „daß ja keine billig denkenden und gelehrten Priester, die

[1] Dub. XXX.

etwas mehr Grütze im Kopfe und das Herz auf dem rechten Flecke haben, sich der armen Opfer annehmen. Sie lassen auch keinen zu, der allenfalls die Fürsten aufklären könnte, denn sie fürchten, die Unschuld der armen Gefangenen möchte doch noch in der Folge an's Tageslicht kommen. Deßhalb gestatten die Inquisitoren den Priestern einer gewissen Gesellschaft nicht einmal das Beichthören der Unglücklichen, obgleich diese Priester die Jugend fast aller Länder unterrichten und erziehen und auch das Gewissen mancher Fürsten leiten. Vor nicht gar langer Zeit sprachen sich die Richter sogar dahin aus, man müsse diese Gesellschaft aus dem Vaterlande vertreiben, weil ihre Mitglieder Störenfriede der Rechtspflege seien"[1].

Spee gehörte zu dieser Gesellschaft, und es ist daher kein Wunder, daß die Richter ihm aufsäßig waren. Indessen stand der fromme Priester noch unter dem Schutze des Bischofs, der ihn berufen hatte, und es blieb seinen Feinden nichts anderes übrig, als im Geheimen auf Nachstellungen zu sinnen und seinem Eifer sonstige Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Ein seltsames Ereigniß beförderte ihre Pläne und gab ihnen zugleich das Mittel an die Hand, offener gegen den Pater vorzugehen.

Eines Tages kam eine fromme und brave Frau zu ihm, um ihre Generalbeichte abzulegen und ihn zugleich um seinen Rath zu bitten, weil sie in dem Rufe stehe, eine Zauberin zu sein. Sie fürchtete, gerichtlich belangt zu werden, wollte aber dennoch nicht fliehen, sondern lieber in ihr Dorf zurückkehren. Am Meisten wurde sie von dem Gedanken be-

---

[1] Cautio criminalis. Dub. LI, nro. 33.

ängstigt, sie möchte eine Todsünde begehen, wenn sie etwa auf der Folter trotz ihrer Unschuld sich bei der Gewalt der Schmerzen als schuldig bekennen würde. P. Spee tröstete die Unglückliche und gab ihr die Versicherung, daß ein auf der Folter erzwungenes unwahres Bekenntniß nur eine läßliche Sünde sei; alsdann rieth er ihr gleichfalls, in die Heimath zurückzukehren. Die Frau folgte dieser Weisung; aber schon nach wenig Tagen wurde sie gefänglich eingezogen und gefoltert. Sie gab wirklich den Schmerzen nach und gestand ein Verbrechen, das sie nie begangen hatte. Der Priester, welcher sie zum Scheiterhaufen führte, machte, überzeugt von der Unschuld des armen Opfers, dem Richter Vorwürfe. Da erhielt er zur Antwort: „Dieses Weib wäre nicht verurtheilt worden, hätte sie nicht ihre Heimath verlassen und mit P. Spee eine Unterredung gehabt. Dadurch aber legte sie ihre Schuld an den Tag und erduldete mit vollem Rechte die Todesstrafe" [1].

Dieses Ereigniß vermehrte Spee's innere Leiden und steigerte dieselben auf den höchsten Grad. Oeffentlich als Vertheidiger auftreten konnte er nicht, weil er den Verdacht nur bestärkt und sich für sein ferneres Wirken den Weg abgeschnitten hätte. Uebrigens scheute er die Hingabe seines Lebens nicht; was er immer thun konnte, das that er redlich. Zu verschiedenen Malen machte er den Richtern die eindringlichsten Vorstellungen, aber vergebens. Er weckte stets auf's neue ihren Haß und Argwohn. Das kränkte ihn tief und schwer. „O, daß ich sagen könnte," ruft er aus, „welcher Schmerz mein Herz zerreißt, weil ich diese Dinge verschweigen muß" [2]. Außer Gott und seinem Seelen-

---

[1] Dub. XXVIII.
[2] Dub. IX, ratio VII.

führer wagte er nur einem Jünglinge zuweilen in tiefbewegten Worten sein kummerbelastetes Herz auszuschütten. Dieß war der Canonicus Johann Philipp von Schönborn, nachmaliger Bischof von Würzburg und später Kurfürst von Mainz. Johann Philipp stand damals in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren und war, wie es scheint, nicht bloß das Beichtkind Spee's, sondern sein jugendlicher und vertrauter Freund. Leibnitz, der mit Philipp von Schönborn in innigem schriftlichen Verkehre stand, erzählt in einem Briefe, den Placcius, der Verfasser des Theatrum Anonymorum, mittheilt: „Einst fragte der jugendliche Philipp den P. Spee, warum doch der liebe geistliche Vater ein graueres Haupthaar habe, als es seinem Alter nach sein sollte. Da entgegnete ihm der Pater, dieses sei von den Hexen gekommen, die er zum Scheiterhaufen begleitet habe. Dem erstaunten Schönborn löste Spee folgendermaßen das Räthsel: Wenn er nämlich mit größtem Fleiße untersucht und sich auch des Ansehens der Beichte bedient habe, so hätte er doch in keinem der Unglücklichen, die er zum Feuer begleitet, etwas entdeckt, was ihn hätte überzeugen können, daß denselben das Verbrechen der Zauberei mit Recht angeschuldigt worden sei. Die Einfältigeren zwar hätten, wenn er sie in ihrer Verwirrung befragt, aus Furcht vor härterer Tortur sich wahrhaft als Zauberer bekannt. Nachher aber, wenn sie Vertrauen geschöpft und eingesehen, daß sie vor ihrem Beichtvater nichts zu besorgen brauchten, hätten sie sich noch ganz anders erklärt. Alle hätten mit herzzerreißendem Jammergeschrei die Bosheit oder Unwissenheit der Richter und ihr Elend beweint und in ihren letzten Nöthen zu Gott, als einem Zeugen ihrer Unschuld, gerufen. Dieses erbarmungswürdige, so oft wiederholte Schauspiel habe ihn in solchem Grade erschüttert, daß er vor den

Jahren grau geworden sei"[1]. So Leibnitz nach dem Berichte Philipps von Schönborn. Mit dieser Erzählung stimmen die Worte Spee's in der cautio criminalis überein: „Ich schwöre es bei Gott, daß ich wenigstens bis jetzt keine Hexe zum Scheiterhaufen geleitete, von der ich nach allseitiger Erwägung vernünftiger Weise behaupten könnte, sie sei schuldig gewesen. Ebendasselbe habe ich von zwei anderen gewissenhaften Theologen gehört"[2].

Als Spee sich immer mehr überzeugte, daß der Sturm gegen ihn bald losbrechen würde, strengte er seinen Eifer noch stärker an, hauptsächlich um selber Klarheit in der Sache zu erhalten. Es war nämlich ein Stellungsgedanke in seiner Seele aufgetaucht, den er mit allen nur möglichen Mitteln zu verfolgen gedachte. Zu diesem Zwecke verweilte er länger als sonst in den Kerkern, studirte die Prozeßakten und suchte vor allem die Richter einzeln auf, sprach mit ihnen über die Prozesse, legte ihnen seine Bedenken vor und bat um die Lösung derselben. Auf diese Weise gelang es ihm, die ganze Nichtswürdigkeit des Verfahrens zu erkennen. Hatte er bei den unglücklichen Opfern Jammer und Elend aller Art gefunden, so entdeckte er bei den Richtern Habsucht, Grausamkeit und eine Menschenfurcht, die mit vollem Bewußtsein Mord an Unschuldigen verübte. Das machte ihn schaudern.

Ein Jahr hatte Spee in Würzburg seine Thätigkeit entfaltet und noch immer gab es Hexenbrände. Die Richter waren auch schließlich des unbequemen Mahners überdrüssig geworden und untersagten ihm den Besuch der Gefängnisse. „Als neulich ein Priester", erzählt Spee, „den

[1] Vincentii Placcii Theatr. Anonym. Hamb. 1708. p. 233 ff.
[2] Dub. XXX, docum. XIX.

Richtern ganz im Geheimen aus den Akten nachwies, daß der Prozeß gegen einige bestimmte Personen völlig ungerecht geführt werde, gaben sie ihm kein Gehör. Sie ließen jene Weiber unbarmherzig verbrennen, ihm selber aber verboten sie ein für allemal den Besuch der Kerker. Wie ich jetzt höre, soll Aehnliches auch noch Anderen passirt sein" [1].

Verschiedene Andeutungen an zerstreuten Stellen der cautio criminalis machen die Vermuthung, daß Spee selbst dieser Priester gewesen ist, zur Gewißheit [2]. Dieß ereignete sich im Frühling des Jahres 1628.

Der Ordensmann war auf diesen Schlag gefaßt; er hatte nicht umsonst die genauesten Nachforschungen angestellt; vermittelst derselben machte er jetzt das Verbot völlig zu Schanden.

Nach langem und innigem Gebet hatte Spee endlich das Mittel gefunden, welches die Kerker erschloß und den Gefangenen Leben und Freiheit wieder gab.

Im Angesichte der Thatsachen schrieb er mit festem Griffel seine „Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber ad magistratus Germaniae hoc tempore necessarius," zu Deutsch: „Gerichtliche Untersuchung, ein Buch über Hexenprozesse, den deutschen Obrigkeiten unserer Tage höchst nothwendig."

Es war ein muthiges Wagniß und, wie Clemens Brentano sagt, „nicht weniger, als sich selbst in die Bahn eines

---

[1] Dub. XVIII, coroll. IX.

[2] Durch Vergleichung der Prozeßakten, wenn dieselben noch vorhanden wären, mit der cautio criminalis ließen sich überhaupt noch viele Einzelheiten über Spee's Wirken in Würzburg enthüllen. So aber können die mancherlei Anspielungen nicht mit Sicherheit auf ihn bezogen werden.

von tollen Rossen unter der Geißel berauschter Führer bergab gegen eine ganz versunkene Menschenmasse niedergeschleiften Sichelwagens der höllischen Mächte einhaltend zu werfen. Spee, der fromme, starke, glaubende, rechtglaubende, ganzglaubende Priester der katholischen Kirche, hat dieses gethan und mit unendlichem Segen gethan. Diese That war mit nicht geringerer Gefahr verknüpft, als in der Schreckenszeit der französischen Revolution in die Getriebe der tausendfältig fallenden Henkerbeile einhaltend greifen zu wollen"[1].

Wir haben gesehen, welche Ausdehnung die Hexenverfolgungen im Zeitalter Spee's genommen hatten, wie sie über ganz Deutschland dahinzogen und überall unzählige Opfer den Flammen überlieferten. Freilich traten hier und da biedere Männer gegen das Unwesen auf, doch der Aberglaube wurzelte zu tief in den Gemüthern, und die Habsucht wirkte mit, so daß diese einzelnen Stimmen spurlos verhallten. „In der Asche der Verbrannten suchte man sich Gold. Die Notare, die Aktuare, die Schöffen und Richter bereicherten sich, der Henker ritt wie ein Hofmann auf stolzem Rosse, in Gold und Silber prunkend und sein Weib wetteiferte im Putze mit den Adeligen"[2]. Spee selber berichtet, wie ein weltlicher Inquisitor durch Leute die Bauern in den Dörfern gegen die Hexen aufreizen und ihnen sagen ließ, er wolle kommen und die Unholde verbrennen, wenn ihm eine bestimmte Summe als Pfandschilling vorausbezahlt werde. Hatten die Bauern alsdann das Geld zusammengebracht, so veranstaltete er einen

---

[1] Clemens Brentano: Einleitung zur Trutznachtigall. Berlin. 1817. S. VIII.

[2] Hontheim: hist. diplom. Trevir. tom. III. p. 170.

oder zwei Brände und drohte dann mit seinem Weggange, falls ihm jene Summe nicht von neuem gezahlt werde. Dieß geschah zuweilen zwei oder dreimal, bis die Kräfte der Gemeinde erschöpft oder die wohlhabendsten Frauen verbrannt waren[1].

Der Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Cleve, Johann Weier (nach anderen: Wier) schrieb zuerst ein Buch gegen dieses gesetzlose Hexenverbrennen[2]. Aber die juristische Fakultät von Marburg verwarf die Schrift 1565, und Weier verdankte es nur dem Schutze seines fürstlichen Gönners, daß er nicht selbst in Haft gezogen wurde[3]. Nach ihm versuchte sich in gleicher Absicht der Priester Cornelius Loos (gest. zu Mainz 1593) aus dem Holländischen und erklärte den Hexensabath für Irrwahn. Er wurde durch die Protestanten verjagt, kam nach Trier und als er auch dort nicht schweigen konnte, sondern Fürbitte für die armen Weiber einlegte, mußte er mit zweimaligem Kerker und Widerruf büßen. Jetzt brandmarkte der Pater Adam Tanner, Kanzler der Universität Prag, in seiner Theologie das grausame Verfahren und gab mildere Rathschläge. Als Lohn zog er sich den Zorn der Terroristen zu. Sie verschrieen ihn als einen Zauberer und verlangten nach seinem Tode den Leichnam, um ihn zu verbrennen[4]. Aber Tanner erlebte wenigstens das Erscheinen der cautio cri-

[1] Dub. XVI.

[2] De praestigiis daemonum etc. lib. IV. — Liber Apologeticus, Pseudomonarchia daemonum. 1560.

[3] Auch Johann Greg. Godelmann trat in einem Werke (Tractatus de magis, veneficis et Lamiis deque his recte cognoscendis et puniendis) gegen das gesetzlose Treiben auf.

[4] Cautio criminalis. Dub. VII. Vergl. Menzel: Geschichte der Deutschen. S. 900.

minalis und starb (1632), vielleicht mit dem frohen Bewußtsein, daß einem anderen gelingen werde, was er selbst nicht durchzusetzen vermochte.

War Spee somit auch nicht der erste, welcher gegen den Irrwahn eiferte, so hat er doch das Verdienst, zuerst durch seine Schrift die Gemüther aufgerüttelt und wirksam in das tolle Getriebe eingegriffen zu haben. Er übernahm den ungleichen Kampf und schlug durch. Und in der That war auch sein Werk das einzige, welches in ruhiger, aber eindringlicher Weise alle Bedenken zerstreute und das Schreckenvolle der Blutjustiz in der ganzen Blöße enthüllte. In fünfzig Fragen stellt sich Spee alle Einwürfe der Gegner, die gerichtlichen Zweifel, welche aus den oft gemachten Geständnissen erwuchsen, scharf und klar vor Augen; er verschweigt keine Schwierigkeit, welche man ihm machen konnte, und bebt vor keinem der scheinbar triftigen Gründe mancher Gelehrten und Hexenverbrenner zurück. Er ist sich der Rechtlichkeit und der Wahrheit seiner Sache gewiß und will deßhalb auch nur mit den Waffen der Wahrheit den Kampf verfechten. In diesem Bewußtsein und mit der ganzen Wucht einer festen durch Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung stellt er sich der Lüge und Ungerechtigkeit entgegen, brandmarkt die Nachlässigkeit der Richter und die Schändlichkeit und Habsucht der Ankläger, kennzeichnet die Irrthümer und Unrechtmäßigkeit des gerichtlichen Verfahrens, erhebt sich gegen die Grausamkeit der Folter und gegen die schamlose Weise, mit welcher man aller Zartheit zum Trotz nach Indicien suchte, und zieht Fürsten und Richter vor den Richterstuhl der allwissenden Wahrheit und Gerechtigkeit. So beantwortet er Satz für Satz die aufgestellten Schwierigkeiten in philosophischer, ja scholastischer Form; fest und sicher fallen seine Schläge; indem er selbst die

Einwürfe auf seine gegebenen Antworten abermals löst, gestattet er dem Gegner keinen Ausweg, bis er ihn endlich durch die Kraft der Schlüsse, die Gründlichkeit der Anlage, die Feinheit und Gewandtheit der Durchführung, die Kühnheit und unerschrockene Entschiedenheit des Kampfes gänzlich besiegt und zu Boden geworfen hat. Mitten in der strengen Beweisführung erhebt er sich zuweilen in feuriger Beredtsamkeit und greift mit schneidender Ironie und mit prophetischem Mahnwort das Unrecht an. „Ich schäme mich Deutschlands", ruft er aus; „was werden die anderen Nationen sagen, die so schon unsere Dummheit zu belachen pflegen?" [1] — „Die Hexen wollen sich vertheidigen, aber man hört sie nicht, man spannt sie auf die Folter; sie sind schon verurtheilt, bevor man sie anhört" [2]. — „Die Richter schämen sich, einem Weibe kein Geständniß entlocken zu können; Rachsucht und Blutgier mischt sich ihrer Handlungsweise bei" [3]. — „Weh Deutschland, so vieler Hexen Mutter! was Wunder, daß es sich vor Gram die Augen ausweint, um sie nicht zu schauen" [4]. — „Wehe den Fürsten, die, statt Völkerhirten zu sein, die unmenschlichen Greuel unter ihren Schutz nehmen. Wehe den Richtern, deren Kastengeist aus den Hexenprozessen ein Privilegium und eine Erwerbsquelle gemacht hat. Und doch sollten sie die Schuld bedenken, mit welcher ein übereiltes Todesurtheil das Gewissen belastet; sie sollten sich erinnern, daß man mit Menschenblut nicht kurzweilen und Menschenhäupter nicht leichtsinnig wie Kegelklötze hinwerfen dürfe. Wir alle

[1] Dub. XVII.
[2] Dub. XVIII. XIX.
[3] Dub. XXII.
[4] Dub. XXI.

müssen dereinst zum Richterstuhle der Ewigkeit, und wenn dort jedes unnütze Wort verantwortet werden muß, was wird mit solchen blutigen Thaten geschehen?"[1]

Von den Fürsten, die sich leider nicht um das bekümmern, was ihre Beamten thun, wendet sich Spee an die Beichtväter. Auch sie, sagt er, müssen anders zu Werke gehen, als sie bis jetzt gethan. Sie müssen sich als Mittelspersonen zwischen Gott und dem Schuldigen, nicht aber zwischen diesem und dem Richter betrachten[2]. Die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten müssen dafür sorgen, daß der ewigen Anträgerei, Ehrabschneidung und Verleumdung ein Ende gemacht wird, weil dadurch die christliche Liebe so tief verletzt, die Unschuld gefährdet und die Gerichte unsicher gemacht werden. „Wehe! welche Strafe wird nicht allein die Richter, sondern auch die Beichtväter treffen, welche meinen Worten nicht folgen und nicht nur ihren Geist nicht anstrengen zum Erforschen, sondern auch darüber knirschen, daß sie unterwiesen werden"[3]. Am bittersten redet er die Rechtsgelehrten an, welche in ihren Büchern von nichts, als von Hexen und Zauberern sprechen, überall verbrecherischen Spuk erblicken und mit Gewalt zur Verfolgung anfeuern. „O der Blindheit und Dummheit solcher Weisen!" ruft er aus. „Da sitzen sie hinter dem Ofen in behaglicher Gemüthlichkeit und hecken Commentare aus. Sie selbst empfinden keinen Schmerz, reden aber viel von Qualen, die man den Unglücklichen anthun soll, gerade wie ein Blindgeborener, der gelehrte Dissertationen über die Farben hält. Auf sie kann man mit Recht die Worte des

[1] Dub. XXIX.
[2] Dub. XXX.
[3] Dub. XXXXV.

Propheten Amos anwenden: „Sie trinken Wein in Schalen und mit dem besten Oele salben sie sich, und kümmern sich nicht um Joseph's Leiden." (Am. VI, 6.) Aber setzt sie doch einmal ein halbes Viertelstündchen dem Feuer aus, dann werdet ihr sehen, wie all' ihre Weisheit und großmächtige Philosophie zusammenbricht. Sie philosophiren in kindischer Weise über Dinge, von denen sie nichts verstehen" [1].

So redet Spee ohne Menschenfurcht und ohne Zagen, obgleich ihn das Schicksal eines Cornelius Loos und eines Tanner hätten zurückschrecken können. Seine Gegner gaben vor, auf dem Boden der Kirche zu stehen, was übrigens durchaus nicht der Fall war. Spee zeigte ihnen, wie in den meisten Prozessen ganz gegen die Bestimmungen und milden Rathschläge der Päpste vorgegangen werde. Auch leugnete er die Möglichkeit und das factische Vorkommen von Hexen nicht, sondern will nur das blutige und ungerechte Prozeßverfahren angreifen und tadeln. Uebrigens hätte er zur Bestätigung seiner rechtgläubigen Meinung anführen können, daß in Italien unter den Augen des Papstes nur wenig Hexen verbrannt wurden und diese wenigen zumeist in Oberitalien. In Rom selbst fand keine einzige Hexenverbrennung Statt. Im Eingange einer Schrift, welche 1657 in der Druckerei der Apostolischen Kammer in Sachen der Hexenprozesse erschien, heißt es: „Die Erfahrung, die große Lehrmeisterin in den Dingen, hat offenbar gemacht, wie die schwersten Irrthümer im Prozeßverfahren gegen das Hexenwesen zum Nachtheile der Gerechtigkeit und der angeklagten Frauen begangen werden; so daß man in der Generalcongregation der heiligen römischen

[1] Dub. XX.

und allgemeinen Inquisition seit lange schon bemerkt, wie kaum je einmal ein Prozeß der Art regelmäßig und in der Rechtsform geführt worden"[1]. Aber wenn auch wirklich einzelne Glieder der Kirche in der Verfolgung zu weit gingen, so darf dieses unmöglich der Kirche selbst zur Last gelegt werden. Spee war ein katholischer Priester — und er trat entschieden gegen das Unwesen auf, während Benedict Carpzow, ein berühmter protestantischer Rechtsgelehrter und Spee's Zeitgenosse, der heftigste Gegner der cautio criminalis war[2].

Was aber dem Ordensmanne diesen Muth verlieh, war seine Liebe, die Liebe zur Wahrheit, die Liebe zu allen seinen Mitmenschen und die Liebe zu Gott, dessen Heiligkeit durch diese Greuel schwer beleidigt wurde. „Die Liebe verzehrt mich mit einem glühenden Feuer," ruft er aus, „sie drängt mich zum Kampfe gegen diesen Irrwahn"[3]. „Die Fürsten mögen sich nicht wundern, wenn ich sie scharf mitunter und heftig erinnere; denn es ziemet mir nicht unter Denen zu sein, die der Prophet stumme Hunde nennt, nicht im Stande zu bellen"[4]. Nur Eines hat man dem Vertheidiger der Hexen vorgeworfen, nämlich, daß er seinen Namen verschwieg. Er that dieses keineswegs aus Feigheit, sondern aus den heiligsten Rücksichten. Wenn die Hexenrichter schon vorher und mit Widerstreben einen Beichtvater zu den unglücklichen Wesen zuließen — was war erst zu erwarten, nachdem einer dieser Beichtväter mit flammenden Worten die Ungerechtigkeit des Verfahrens ge-

[1] Görres: Mystik. Bd. IV. Abth. 2. S. 652.
[2] Carpzow: Definit. forens. vol. VI, const. 2. p. 4.
[3] Dub. XXIX.
[4] Dub. LI.

brandmarkt hatte! Welcher Vorsicht es damals bedurfte, können wir noch von anderer Seite entnehmen. P. Allegambe wagt in seinem Werke über die Schriftsteller der Gesellschaft Jesu das Büchlein unseres Spee nicht einmal mit seinem Titel zu bezeichnen. Er sagt nur: „Spee schrieb ein Buch, das vielen außerordentlich gefallen hat und öfters aufgelegt worden ist“ [1].

Uebrigens brachte die cautio criminalis, obgleich anonym, dennoch ihre Wirkungen hervor. Manche lasen das Buch; seine Gründlichkeit machte die Gemüther stutzen; man „verlor die Zuversicht, daß man mit dieser ganzen Blutjustiz auf gutem Wege gehe, und da man erst recht zusah, entdeckte man das Greulige in der Sache“ [2]. In Würzburg hörten gleich nach Spee's Abreise die Hinrichtungen auf. Philipp von Schönborn, dem sich der Jesuit kurz nach dem Erscheinen der cautio als ihr Verfasser offenbarte, verbot, nachdem er Kurfürst von Mainz geworden war, alle Hexenspürerei. Seinem Beispiele folgten die Herzoge von Braunschweig; selbst das Reichskammergericht und der kaiserliche Hof nahmen von dem Buche Notiz und beförderten im Jahre 1632 eine neue Auflage desselben, weil die erste innerhalb weniger Monate vergriffen war [3]. Allmählich erloschen auch an anderen Orten die Scheiter-

[1] Allegambe: Script. Soc. Jesu p. 551. — Nach einer Bemerkung in den Gesta Trev. (herausgeg. von Wyttenbach und Müller. 1839, animadv. et additam. ad CCCI, p. 18) stellte man dem Verfasser der cautio criminalis vielfach nach, als sein Name bekannt wurde, so daß er zu wiederholten Malen nur mit Noth der drohenden Gefahr entging.

[2] Görres: A. a. O. S. 647.

[3] Einleitung zur cautio criminalis. Editio secunda. Francofurti. 1632.

haufen; vom Main und Rhein ging die segensreiche Bewegung aus und verbreitete sich langsam über ganz Deutschland. Nur ein Theil des Nordens und die sächsischen Lande blieben noch lange halsstarrig.

Von der cautio erschien eine Auflage nach der andern; der schwedische Feldprediger Johann Seifert übersetzte das Büchlein 1647, deßgleichen der nassauische Rath Hermann Schmidt von Siegen 1649. Daniel Jonktys veröffentlichte eine holländische Ausgabe 1652, und im Jahre 1660 ward zu Lyon eine französische Bearbeitung gedruckt. Im Norden mußte Thomasius mit der Entrüstung eines echten Biedermannes durch seine mehr juristische Darlegung dem Wahne den Todesstoß versetzen. Seitdem kommen die Hinrichtungen nur noch sporadisch vor, bis im Jahre 1783 zu Glarus in der Schweiz die letzte Hexe zum Scheiterhaufen geführt wurde.

Wolfgang Menzel nennt die cautio criminalis das beste Werk, welches je über das Hexenwesen geschrieben worden. Vilmar sagt: „Spee war ein Mann der christlichen Liebe im vollsten Sinne; aus dieser Liebe ging dieses Buch hervor." Wir möchten beifügen: Spee zeigt sich in diesem Buche als einen Freund und Wohlthäter unseres Vaterlandes und zugleich als einen Geist voll hoher Gesinnung, männlicher Kraft, classischer Bildung und allseitiger Gelehrsamkeit.

V.

Spee als Martyrer der Liebe [1].

Als Spee's Obern sahen, daß seine Wirksamkeit in

[1] Wir folgen in diesem Kapitel einer gütig mitgetheilten Abschrift aus den Litterae annuae Coll. S. J. Hildes.

Würzburg gehemmt und großen Gefahren ausgesetzt sei, riefen sie ihn nach Köln zurück. Vielleicht wollten sie ihn auch von einem Schauplatze entfernen, der immer neuen Gram in der Seele des frommen Ordensmannes anhäufte. Uebrigens fand sich bald eine neue schwierige, aber doch tröstlichere Stellung.

Ungefähr sechs Stunden von Hildesheim entfernt liegt an der Fuse das Städtchen Peina. Es war mit der Grafschaft gleichen Namens im Jahre 1260 durch Erbschaft in den Besitz des Bischofs von Hildesheim und seiner Nachfolger gekommen. Darin verblieb es bis zum Jahre 1520, in welchem Bischof Johann IV. Peina mit seinen dreißig Dörfern der Stadt Hildesheim für die zu seiner Unterstützung in der Stiftsfehde gegen die Herzoge von Braunschweig aufgewandten Kriegskosten pfandweise überlassen. Der erste lutherische Bischof des Hochstiftes, Friedrich von Holstein, hatte freilich das Pfand, besonders gegen das Zugeständniß, daß die Hildesheimer Bürgerschaft im ungestörten Besitze der für den protestantischen Cultus eingenommenen Kirchen verbleiben sollte, 1553 wieder eingelöst, aber nicht um es als Stiftsgut, sondern widerrechtlich als weltliches Familienbesitzthum und Allod zu behalten und zu behandeln. So war Peina, Stadt und Amt, in die Hände seines Erben, des Herzogs Adolf von Holstein, gelangt, der dort ohne weiteres die Einführung des protestantischen Bekenntnisses durchsetzte. Erst nach unendlichen Verhandlungen und Rechtsstreitigkeiten gelang es im Jahre 1603 dem Kurfürsten Bischof Ernst von Köln, den Holsteiner gegen Erstattung der Pfandsumme, die der Hildesheimer Klerus auszahlte, zur Herausgabe des Stiftseigenthums zu bewegen. Doch mußte er einen Revers ausstellen, hinsichtlich der augsburgischen Confession daselbst keine Aende-

rung vornehmen zu wollen. Als indessen Ernst 1613 gestorben war, glaubte sein Nachfolger, Kurfürst Ferdinand, sich durchaus nicht rechtlich verpflichtet, eine Bedingung zu halten, die ein unrechtmäßiger Besitzer aufgenöthigt hatte. Und so nahm er 1628, durch Tilly's Siege in Niedersachsen unterstützt, die Gelegenheit wahr, das jus reformandi, welches damals als unveräußerliches und wesentliches Attribut der Landeshoheit galt, auch seinerseits auszuüben.

Er erließ die nöthigen Befehle an seinen Drosten von Peina, Jobst Adrian von Wendt, und verlangte dann von den Jesuiten einen Missionär für diese Gegenden. Wahrscheinlich erbat sich Kurfürst Ferdinand ausdrücklich den P. Spee zu diesem Amte, den er durch das segensreiche Wirken in Paderborn während der Jahre 1625—27 bereits kennen gelernt hatte.

Im November 1628 wurde Spee mit dem Laienbruder Theodotus Dynand in Peina eingeführt. In einem Eckhause, welches an das Rathhaus grenzte und einem gewissen Caspar Bösen-Schwechelhoff zugehörte, richteten die beiden Jesuiten sich ein. Die Ausstattung wurde zum Theil aus dem Hildesheimer Colleg, zum Theil aus der Burg Peina beschafft, und dabei erhielt sie aus fürstlicher Kasse wöchentlich sechs Thaler zum Unterhalte, die aber Spee regelmäßig zu Almosen für die armen Landleute und Bedürftigen der Stadt verwandte.

Spee wollte sein Missionswerk mit den Dörfern beginnen und machte gleich nach seiner Ankunft eine Rundreise durch das Amt. Er wurde durchgängig gut aufgenommen, die Bauern hatten zumeist nur die Frage, ob das Taufen und Copuliren künftig mehr kosten würde als bisher. Spee beruhigte sie: „Ich werde keinen Heller von

Euch annehmen", sagte er, „selbst wenn ihr mir ihn aufdrängen würdet. Alle heiligen Amtsverrichtungen will ich ohne Last für Euch verwalten." Dadurch hatte er für seine Predigt einen großen Vorschub gewonnen, und als er nun mit flammender Beredtsamkeit den armen Leuten die Wahrheiten des heiligen Glaubens erklärte, und seine Worte und Werke bezeugten, daß er nur für sie lebe und leide, da waren bald aller Herzen gefangen. Selbst viele der früheren protestantischen Prediger schlossen sich der katholischen Kirche an und einer derselben, der „tolle Herr Tyle", wurde sogar ein vertrauter und liebender Freund des Missionäres. In kurzer Zeit waren sechsundzwanzig Dörfer der Grafschaft den Fesseln der Häresie entrissen.

Nun gedachte Spee sein Werk auch in der Stadt beginnen zu können. Hier stieß er auf heftigeren Widerstand, denn die neue Lehre hatte dort tiefere Wurzeln gefaßt. Am meisten widerstrebten die Frauen, doch wurden sie durch Spee's Fastenpredigten umgestimmt. Zur Bekehrung der Männer trug freilich eine Maßregel des Kurfürsten, nach welcher nur Katholiken in den neuen Rath gewählt werden sollten, vieles bei. Die vier Korporalschaften der Stadt schlossen sich dem katholischen Rathe an.

So war auch die Stadt dem Glauben gewonnen; aber leider hatte das fürstliche Mandat für den Missionär schlimme Folgen. In einzelnen Gemüthern machte sich ein Gefühl des Hasses und der Rache geltend, man schob die Schuld des Ediktes auf den Jesuiten, der, obgleich völlig unschuldig, für die Strenge seines Fürsten büßen mußte.

Am 29. April 1629[1], dem Sonntage „Misericordiae"

[1] Nach Cordara. Hist. S. J. t. II. lib. XIV. p. 283 war es der 25. April.

ritt Spee in der Morgendämmerung nach der bei Peina gelegenen Ortschaft Woltorp, um die heilige Messe zu lesen. Der Weg führte durch eine sumpfige Haidegegend, die von einzelnen Tannenwäldern durchzogen wird. Ein solcher Waldstrich trennte den Missionär noch von dem Ziele seiner Reise, als plötzlich ein anderer Reiter ihm auf dem schmalen Pfade entgegensprengte und unter heftigen Schmähungen die Büchse auf ihn anlegte. P. Spee ahnte die Absicht und da jede Umkehr unmöglich war, empfahl er seine Seele dem Schutze der allerseligsten Jungfrau und des heiligen Ignatius, und drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen. Als der Wegelagerer dieß sah, schoß er los; die Kugel ging fehl, nur das Roß des Missionärs stutzte und fiel zu Boden. Zwar gelang es Spee, das Thier bald wieder auf die Beine zu bringen, aber mittlerweile hatte ihn sein Gegner auch schon eingeholt und schoß nun, zornig über sein Mißlingen, aus nächster Nähe eine zweite Kugel auf ihn ab. Spee blieb unverletzt und spornte auf's neue sein Pferd zur Eile. In angestrengtem Galopp sauste er dahin, der Mörder neben ihm her, vergebens bemüht, den Pater mit dem Kolben niederzuschlagen. So gelangten sie in das freie Feld. Hier erfaßte den Sendling neue Wuth, er gewann seinem Opfer den Vorsprung ab und umkreiste nun unter fortwährenden Schwerthieben oder Kolbenschlägen den Ordensmann. Trotz aller Schmerzen hielt sich Spee aufrecht, spornte wiederholt sein Pferd, das endlich in großen Sätzen dem Dorfe zueilte. Aus sechs Wunden am Kopfe und zweien an der linken Schulter blutend, langte Spee endlich in der Ortschaft an.

Am Eingange begegnete ihm Herr Tyle, der in Woltorp wohnte. Als der Prediger den Pater sah, der über und über mit Blut bedeckt war, fing er laut zu weinen an.

„Was ist geschehen?" rief er aus. „Gott, welch' ein Unglück!" Spee beruhigte ihn: „Bringe nur warmes Wasser", sagte er, „und lasse zur hl. Messe läuten." Bald strömte das ganze Dorf zusammen. Auch der Prediger kam mit kaltem Wasser, Leinenzeug und frischen Eiern zurück. „Warmes Wasser, mein Vater, hilft da nichts," sagte er, „kaltes thut Noth." Nun wusch er die Wunden aus, schnitt mit einer Scheere die Hautfetzen ab, welche über das Gesicht des Paters herniederhingen, und machte von den Eiern eine Art Pflaster, mit dem er das Blut zu stillen suchte, was auch gelang. Spee litt fürchterlich, aber nichtsdestoweniger ließ er sich zur Kirche führen und bestieg sofort die Kanzel. Ein lautes Weinen erscholl, als die guten Leute ihren Missionär ganz mit Blut bedeckt dastehen sahen. Spee las das Evangelium des Tages von dem guten Hirten und dem Miethlinge. „Meine liebsten Kinder", sagte er, „nun urtheilet selbst, ob ich ein guter Hirte oder ein Miethling bin. Die Merkmale eines getreuen und liebenden Hirten trage ich an Stirn und Schläfe" . . . . . Er wollte weiter reden, aber die Kraft verließ ihn; einen Augenblick stützte er sich auf die Brüstung der Kanzel. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, forderte er seine Heerde auf, mit frohem Herzen den Preisgesang „Großer Gott, wir loben dich!" anzustimmen und für seinen Mörder zu beten. Aber nur Weinen antwortete ihm. Da rief Spee dem Sakristane zu: „Ei, so fange doch an!" und als dieser gleichwohl schwieg, rief der Pater abermals: „Wann fängst du an? singe, singe aus voller Brust," und brach zusammen. Um dem letzten Willen ihres guten Hirten zu gehorchen, begann die Gemeinde jetzt das Lied, oftmals vom Weinen und Schluchzen unterbrochen.

Unterdessen hatte man Spee von der Kanzel herabge-

tragen und ließ ihm alle Pflege angedeihen. Als er wieder zu sich kam, verlangte er zurück nach Peina. Wohl oder übel setzten sie ihn auf das Pferd und banden ihn fest; der tolle Herr Tyle bewaffnete sich mit einer Feuerbüchse und einem Schwerte, um seinem lieben Freunde das Geleite zu geben und ihn gegen neue Gewalt zu schützen. Seinen eigenen Hut setzte er dem Pater auf, der den seinigen bei dem Ueberfalle verloren hatte, und geleitete baarhaupt das Pferd am Zügel. Bis an die Grenze der Gemeinde folgten die Landleute dem Trauerzuge, dann nahmen sie Abschied, weil Spee es so wollte.

Es war gerade neun Uhr und die Hochmesse zu Ende, als Spee in der Stadt ankam. Die Leute lachten bei dem Anblicke des bewaffneten und baarhäuptigen Predigers, aber ihr Lachen verwandelte sich in Weinen, als sie den Grund des seltsamen Aufzuges erfuhren. Von allen Seiten nahm man sich des Missionärs an, sie brachten ihm Orangen, Citronen, feine Gerichte, kurz alles, was in ihrer Macht stand, um seine Leiden zu lindern. Der Droste von Wendt traf sogleich Anstalten, um den Mörder zu entdecken, was indessen nie gelang; zugleich sandte er einen Boten nach Hildesheim, um einen erfahrenen Chirurgen herbeizurufen. Doch P. Spee zog es vor, selbst nach Hildesheim gebracht zu werden, damit er, wenn es Gottes heiliger Wille sei, wenigstens im Kreise seiner Brüder sterbe.

Am folgenden Tage ließ Herr von Wendt seinen eigenen Wagen bereiten, um diesem Wunsche des Paters zu entsprechen. Alle Einwohner von Peina begleiteten den Scheidenden unter lautem Weinen bis weit vor die Stadt hinaus, und manches halsstarrige Gemüth wurde jetzt erst völlig gebrochen. Glaube und Liebe hatten gesiegt, und was die Strenge des Fürsten und die milden Er-

mahnungen des Missionärs nicht vermochten, das vermochte das vergossene Blut. Alle erkannten, daß nur in dem Garten der katholischen Kirche solche Blumen der Andacht, der Liebe und des Seeleneifers erblühen.

Eilf Wochen lag Spee in Hildesheim zum Tode darnieder. Doch der liebe Gott hatte ihn noch zu einem wichtigen Werke ausersehen und schenkte ihm deßhalb noch einmal das Leben. Sobald er wieder gehen konnte, eilte Spee nach Peina zurück, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde. Bis zum September 1629 blieb er in der Stadt, um sein Werk zu vollenden. Unterdessen hatte sich die Kunde von dem erduldeten Ueberfalle in der ganzen Gegend verbreitet und war auch nach dem Kloster Corvei gedrungen, dessen Prior ein naher Verwandter des Jesuiten war. Auf die Bitten dieses Mannes und des Fürstabtes erging die Einladung an P. Spee, sich in der schönen Wesergegend und der ruhigen Stille ihres Klosters vollkommen zu erholen und zu kräftigen. Friedrich nahm die Einladung an, aber müßig konnte er nicht sein, so lange es galt, für Gottes größere Ehre Gutes zu thun.

Das Kloster Corvei hatte unter dem Drucke der Zeit und der allgemeinen sittlichen Verkommenheit schwer gelitten. Vielfache Uebelstände hatten sich bei dem großen Reichthume desselben eingeschlichen und einzelne Mönche besaßen vom Ordensmanne nur mehr den Namen und das Kleid. Spee empfand darüber große Schmerzen und besprach sich mit dem Fürstabte zur Abhaltung der achttägigen Exercitien des hl. Ignatius. Seine Bitte wurde ihm gewährt und das ganze Kloster, mit Ausnahme von drei oder vier Mönchen, betheiligte sich an den hl. Uebungen. Alle legten eine Generalbeicht ab und stärkten sich von neuem zur treuen Beobachtung der Regeln des hl. Benedikt.

So wurde Spee's Besuch zu einer Fülle des reichsten Segens.

Als er bald darauf in das nahgelegene Falkenhagen gesandt wurde, blieb er doch noch fortwährend in vertrautem Verkehr mit den Mönchen von Corvei. Sie hatten den demüthigen und seeleneifrigen Jesuiten lieb gewonnen und vergaßen nicht das große Gnadengeschenk, welches ihnen durch seine Vermittelung zu Theil geworden war.

Das ist das große Geheimniß der Liebe.

VI.

Die Trutznachtigall.

Unweit von Corvei liegt das Dörfchen Falkenhagen in stiller Einsamkeit, rings von Berg und Wald umgeben. Es verdankte einem Kloster seinen Ursprung. Die Kreuzherren hatten sich vor Jahren dort niedergelassen, das Land bebaut und urbar gemacht und lange Zeit hindurch den umliegenden Weilern die Werke leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit gespendet. Als aber die Reformation hereinbrach, stand das Kloster nicht mehr in der früheren Blüthe, die Ordenszucht war gelockert und zerfallen. Das neue Evangelium bot einen willkommenen Vorwand, dem freieren Leben Thor und Thür zu öffnen; im Jahre 1586 apostasirten die Mönche bis auf zwei oder drei Ausnahmen, die in den Pfarrklerus übergingen. Die Güter und Waldungen wurden durch richterlichen Spruch zwischen dem Grafen zur Lippe und dem Fürstbischof Theodor von Paderborn getheilt. Im Jahre 1607 übermachte der Fürstbischof seinen Antheil den Jesuiten mit der Bedingung, den Pfarrgottesdienst hier und in den umliegenden Ortschaften zu

versehen. Papst Paul V. bestätigte durch eine Bulle die Schenkung, und auch der Kaiser gab seine Einwilligung. Doch kurz nach der Einführung mußten die neuen Besitzer der Waffengewalt des lutherischen Grafen zur Lippe weichen und das Kloster räumen. Erst im Jahre 1626 gelang es ihnen durch kaiserliche Vermittelung, ihre Rechte mit Erfolg geltend zu machen; Montag den 14. September auf Kreuzerhöhung zogen zwei Patres in die Ruinen des Klosters ein, das von da an zu einer beständigen Residenz erhoben wurde [1].

An diesen Ort begab sich Friedrich Spee, nachdem er die heiligen Exercitien in Corvei beendet hatte. Er sollte nach dem Willen seiner Obern in dieser Waldesfrische die noch schwankende Gesundheit kräftigen und stärken. Aber die Liebe zu den Seelen galt ihm höher als die Liebe zu dem hinfälligen Körper. „Da ich an einem lieben Abend," erzählt er in dem güldenen Tugendbuche, „das Leiden Christi betrachtete und aus Mitleid sehr weinte, fragte ich meinen Herrn, welches Wort aus seinem ganzen Leiden mich am Stärksten bewegen solle? Und er antwortete: „„Das Wörtchen Sitio, mich dürstet — denn es durchdringet Leib und Seele, weil ich nicht allein dem Leibe nach, sondern auch innerlich an der Seele gedürstet habe nach dem Heile der Menschen"" [2]. Die Gegend ringsum gab dem Ordensmanne Gelegenheit, dieser Mahnung seines Erlösers Folge zu leisten, denn fast alle Ortschaften waren von der Irrlehre angesteckt. Und so sehen wir ihn wirklich trotz der Schwäche seines Körpers und der Nachwehen seiner

---

[1] Vergl. Schaten: Ann. Paderb. tom. III, lib. XXIII, p. 582 und 689.

[2] Güldenes Tugendbuch. Bd. II. S. 130.

ausgestandenen Leiden mit dem größten Eifer sich abermals dem Dienste seines Nächsten weihen. Auf seinen Spaziergängen eilte er von Dorf zu Dorf, besuchte die Kranken, unterrichtete die Verirrten, tröstete die Nothleidenden und spendete allen Worte des Trostes und des Mitleids.

In dieser Einsamkeit erinnerte er sich auch wieder der unglücklichen Schlachtopfer von Würzburg und Bamberg. Vielleicht, daß die Gluth der Scheiterhaufen, die gerade zu dieser Zeit im Paderbornischen flammten, solche Gedanken in ihm weckten. Zudem fühlte er, daß sein Tod nicht mehr ferne sei, und es drängte ihn mehr als je, das Loos der armen Wesen zu lindern. Spee hatte nämlich bislang das Manuscript der cautio criminalis nur vertrauten Freunden geliehen, weil er noch immer dessen Veröffentlichung durch den Druck scheute. Jetzt nahm er von neuem das Buch vor, überarbeitete und vollendete es, aber gleichwohl konnte er sich noch nicht zum Drucke entschließen. Abermals theilte er die neue Bearbeitung einem Freunde mit, der sich nicht lange besann und ohne Spee's Mitwissen das Werk in Rinteln 1631 erscheinen ließ. Der Schritt war gethan, Spee hatte nichts dagegen und seine Obern noch weniger. Wir möchten vielmehr vermuthen, daß sie vollkommen damit einverstanden waren, weil innerhalb der Gesellschaft Spee allgemein als Verfasser der cautio bekannt und genannt war, und man mit wenigen Ausnahmen das Buch lobte und hochschätzte. Wohl aber hat Spee in seiner Demuth nie geahnt, daß dieses Werk seinen Ruhm und seinen Muth für alle Zeiten verkündigen werde.

Die alten deutschen Meister der Malerei pflegten ihre Bilder auf Goldgrund auszuführen, damit sie sich in ihrer ganzen Reinheit abheben und den Blicken der frommen Beschauer entgegentreten könnten. Statt aller Staffage ist ge-

wöhnlich ein Teppich der schönsten Frühlingsblüthen unter die Füße der Heiligen gelegt, gleichsam ein Symbol ihrer frischen Tugenden. Das Bild des ehrwürdigen P. Spee hebt sich gleichfalls von einem solchen Goldgrunde mit lichter Klarheit ab — dem Goldgrunde der Liebe. Und auch die Blüthen fehlen nicht; sie grünten und sproßten in seinem Herzen als Blumen der Liebe und Andacht und hauchten ihren Duft in Liedern aus, die trotz den Tönen der Nachtigall in wunderlieblichen Weisen zum Lobe des Allerhöchsten erklingen.

Die meisten Lieder der „Trutznachtigall" mögen wohl in dem einsamen Falkenhagen entstanden sein. Durch sie ist Spee ein Vorkämpfer geworden für das ächte christliche Element deutscher Dichtung. Er ist im wahrsten Sinne ein „heiliger Sänger", der, von der Welt geschieden, nur dem Himmlischen lebt. Nicht um irdische Ehre und irdischen Ruhm weiht er die Stunden seiner Muße dieser Kunst, sondern einzig und allein, „daß Gott auch in deutscher Sprach' seine Poeten hätte, die sein Lob und Namen singen und verkünden könnten; und also deren Menschen Herz, so es lesen oder hören werden, in Gott und göttlichen Sachen ein G'nügen und Frohlocken schöpfen" [1]. Der innerste Lebensberuf drängte den frommen Priester zum Dichten, und die Gestaltenfülle seiner tiefen Phantasie goß sich unwillkürlich in die knappe Form des Verses. Gerade hierin liegt das entscheidende Merkmal seiner Poesie den übrigen Dichtungen des 17. Jahrhunderts gegenüber. Bei ihm herrschte ungezwungene, volle Freiheit, bei jenen meist eine sklavische Nachahmung der Franzosen und Italiener und ein pedantisches Festkleben an buntem Flitter und leerem

[1] Einleitung zur Trutznachtigall. Nro. 3.

Schnörkelwesen. Die Trutznachtigall ist in der That eine reichduftende, feurige Waldblume inmitten eines Ziergartens der Renaissanceperiode, voll zugestutzter Hecken und Stauden, auf denen der kalte, drückende Reif des Morgens liegt.

Fragen wir nun nach der Quelle, woraus die Lieder flossen, so müssen wir wiederum antworten: aus der Liebe. — Liebe soll ja überhaupt das beflügelnde Element der Kunst, zumal der Dichtkunst sein. Bei Spee war sie es wirklich. Er trank mit vollen Zügen aus dem Borne der Gottesliebe, und in Folge dieses Trankes ging ein fast hymnenartiger Gedankenschwung, eine wunderbare Auffassung der Welt und der Natur und eine kindliche Anmuth und Innigkeit des Gefühles in seine Dichtungen über. Mit den Trauerliedern der heiligen Maria Magdalena, die er in der Waldeinsamkeit klagend findet, will er seine Stimme vereinen:

„Mit ihr will ich nun singen
Den lieben Gottessohn:
Mehr Lust wird es mir bringen
Als aller Weltenton.

All' meine Freud verborgen
In Jesu Seiten liegt,
Da find' ich heut und morgen
Noch manches rein Gedicht.

Mein Harf', so ich will schlagen,
Mein Geig' und Zithersang,
Mein Lied in Freudenlagen,
Mein Laut und Psalterklang:
Soll sein als lang ich lebe:
Kreuz, Nägel, Speer und Blut —
Bis ich mein Seel' aufgebe,
Bleibt mir wohl solcher Muth" [1].

[1] Trutznachtigall. S. 99.

So hatte sich Spee auf den allgemeinsten und den im Christenthum einzig richtigen Standpunkt des Lebens und aller menschlichen Thätigkeiten, somit auch der Dichtkunst, gestellt. Diese christliche Weltanschauung ist die Warte, von welcher herab der wahre Künstler die Erde betrachten muß. Alles Irdische soll für ihn in dem Reflexe des Ewigen widerstrahlen. Und ebenso liegt ihm der heilige Beruf ob, die höchsten, wir möchten sagen göttlichen Ideen dem Menschenauge zu vermitteln, sie in ihrem ganzen Umfang zur Erscheinung zu bringen — mit einem Worte ein „Vates“ zu sein, der sich hinaufschwingt zu dem Throne des Allerhöchsten und in symbolischen Bildern der erstaunten Welt das Geschaute verkündet.

Ist der Künstler von diesen geläuterten christlichen Anschauungen durchdrungen und geführt, dann wird sich in ihm unwillkürlich ein Gefühl des Schmerzes entwickeln, eine heilige Trauer über den Vergang der Erdenschönheit, ein Mitleben mit ihrem Schwinden und Sterben und eine unnennbare Sehnsucht nach dem fernen ewigen Heimathlande. Herrlich finden wir diese Klage in den Liedern der Trutznachtigall niedergelegt. Spee trauert über die Blume, welche so selig auf ihrem Stiele schwankt und vielleicht schon von der Mittagssonne geknickt wird, er trauert über die wunderbare Pracht der Erdenwelt, die „wie Rauch und Duft im weiten Raume verfließt“, die wie die Kerze sich selbst verzehrt:

„Als wie die schön gezündte Kerz'
Sich selber muß verzehren,
Weil aus ihr selbst das brennend Herz
Sich selber muß ernähren:
Also verzehrt sich alles gleich
Auf dieser Welt geschwinde;

Da fließt es her in einem Streich —
Die Kerze steht im Winde"[1].

Aber dieser Gedanke an Hinfälligkeit und Tod erinnert ihn an jene Liebe, welche ewig dauert. Nur sie vermag die verborgenen Saiten seines Herzens anzuschlagen, daß sie in lieblichen Weisen ertönen. Eine heilige Sehnsucht ergreift ihn, wie den „Wandersmann, der, von langer Reise ermattet, einen schattigen Ruheplatz herbeiwünscht." Die Welt kann ihn nicht mehr erfreuen, denn er ist ihrer „längst schon müde"; was nützt ihm der „Glanz der tausend Sterne" am nächtlichen Himmel und was die „Pracht der aufgehenden Morgenröthe?" Alle diese Schönheiten haben nur dann einen Werth für ihn, wenn sie in tausendfältigen Stimmen die Wunder Gottes feiern. „Ach, ach! könnte ich doch nur alle Blätter der Bäume, alle Sandkörnlein des Meeres, alle Sterne des Himmels in lauter Zithern und Harfen verwandeln, die von sich selber spielen und fliegen könnten! Sie müßten mir geschwind alle Himmel durchfliegen, auf das Allersüßeste singen, klingen, musiciren und die unaussprechliche Barmherzigkeit und Güte Gottes immerdar preisen." Und so ergeht denn seine Mahnung an die Wesen der Natur. Er ist ja selbst, wie Milton in seinem „Penseroso" auch von Shakespeare sagt, ein „Kind der Natur"; er besitzt jenes warme, glühende Gefühl, welches in einer jeden wahren Dichterbrust ruht und nicht erzwungen, sondern angeboren ist. Redselig plaudert er von der erwachenden Frühlingszeit, wenn der „trübe Winter vorbei ist, der Kranich wiederkehrt, und die Bäche frisch und munter durch die grünen Thäler

[1] Trutznachtigall. S. 384.

gehen." Die Nachtigallen fangen zu schlagen an, aber er thut es ihnen zuvor im hellen Liederklange:

„Eja, laß uns nun spazieren
Jesu, Vielgeliebter mein,
Weil die Gärten neu sich zieren,
Weil die Blümlein offen sein;
Weil die grünen Wiesen lachen,
Weil die Pflanzen voller Zweig,
Weil die Vögel Nester machen,
Kinderbettlein zart und weich.

Schau, die reinen Blümlein springen
Hoch in leere Luft hinein,
Schau, die zarten Vöglein singen,
Wunder, wundersüß und rein.
Schau, die Bächlein lieblich sausen,
Klar wie lauter Silberschein,
Schau, wie Bienen ernstlich hausen,
Rauben, klauben Honig ein" [1].

Alle Geschöpfe ruft er zu Gottes Lob herbei: die Sonne mit ihrem Sternenkranz, Ströme und Bäche und all' die tausend Blumen; von Herzen sollen sie mit ihm singen, denn „der Schöpfer will gelobet sein."

Es ist das „Benedicite" der drei Jünglinge im Feuerofen, welches Spee in mehreren aufeinanderfolgenden Gedichten niederlegt.

Doch mitten in dem Jubel ergreift ihn plötzlich tiefe Trauer. Er denkt an seinen Bräutigam und an das hocherhabene Geheimniß, welches ehedem in dieser schönen Natur sich verwirklicht und die ganze Erde neu entsühnet hat. Deßhalb führt er uns hin nach Bethlehem zu dem neugeborenen Kinde, das arm und kalt in der nackten Krippe liegt.

[1] Trutznachtigall. S. 103.

Mit den Hirten bringt er der Gottesarmuth seine Gaben dar, vor allem das eigene Herz. In den Geschenken, welche Spee der Reihe nach aufzählt, liegt tiefer Sinn verborgen. Das schneeweiße Lamm hat einen rothen Fleck an der Seite — die Herzenswunde unseres Erlösers; die Füße sind gefesselt, denn wie ein Lamm wurde er zur Schlachtbank geführt; die Turteltauben seufzen und wer weiß, was Leid sie rühret, was Lieb' und Herzenspein!

Wir wollen hier nicht auf alle Gaben eingehen; denn die kindliche Seele des Dichters hat offenbar des Guten zu viel gethan, so daß unser heutiger überkluger Geschmack sich nicht in seine Denkungsart hineinfinden kann. Nur des Hirtenstabes erwähnen wir noch, weil gleich im folgenden Gedichte der Gottessohn als guter Hirte das verlorene Schäflein aufsuchen geht. Durch Dornen und Geklüfte folgt er ihm nach, bis er es am Kreuzesstamm findet.

Der Leidensweg zur Entsühnung der Menschheit beginnt. Ernst und feierlich führt uns der Dichter in den Oelgarten ein, wo der Erlöser in „Thränenfluth, in Todesangst" auf der Erde liegt, ringend mit seinem himmlischen Vater. In einem tiefsinnigen Trauergesang, einem der schönsten, den Spee gedichtet hat, tönt der Gottmensch seine Klagen aus:

„Bei stiller Nacht zur ersten Wacht,
Ein Stimm' sich gunnt zu klagen;
Ich nahm in Acht, was die doch sagt,
Thät hin mit Augen schlagen.

Ein junges Blut, von Sitten gut,
Alleinig, ohn' Gefährten,
In großer Noth, fast halber todt,
Im Garten lag auf Erden.

Es war der liebe Gottessohn,
Sein Haupt er hatt in Armen,
Viel weiß- und bleicher, dann der Mon,
Ein Stein möcht' es erbarmen.

„Ach, Vater, liebster Vater mein,
Und muß den Kelch ich trinken,
Und mag's dann ja nicht anders sein —
Mein Seel nicht laß versinken".

„„Ach, liebes Kind, trink' aus geschwind,
Dir's laß in Treuen sagen:
Sei wohlgesinnt, bald überwind',
Den Handel mußt du wagen!"" •

„Ach, Vater mein, kann es nicht sein
Und muß ich's je dann wagen;
Will trinken rein den Kelch allein,
Kann dir's ja nicht versagen.

„Doch Sinn und Muth erschrecken thut,
Soll ich mein Leben lassen;
O bitter Tod! mein' Angst und Noth
Ist über alle Maßen.

„Maria zart, jungfräulich Art,
Sollt du mein' Schmerzen wissen,
Mein Leiden hart zu dieser Fahrt;
Dein Herz wär' schon zerrissen!

„Ach, Mutter mein, bin ja kein Stein,
Das Herz mir dürft zerspringen;
Sehr große Pein muß nehmen ein,
Mit Tod und Marter ringen.

„Ade, ade, zu guter Nacht,
Maria, Mutter milde!
Ist Niemand, der dann mit mir wacht
In dieser Wüsten wilde?

„Ein Kreuz mir vor den Augen schwebt,
O weh, der Pein und Schmerzen!
Dran soll ich morgen werd'n erhebt,
Das greifet mir zu Herzen.

„Viel Ruthen, Geißel, Scorpion'
In meinen Ohren sausen;
Auch kommt mir vor ein' dörnen Kron',
O Gott, wem wollt' nicht grausen!

„Zu Gott ich hab' gerufen zwar
Aus tiefen Todesbanden,
Dennoch ich bleib' verlassen gar,
Nicht Hülf' noch Trost vorhanden.

„Der schöne Mon will untergahn,
Für Leid nicht mehr mag scheinen;
Die Sterne lah'n ihr Glitzen stahn,
Mit mir sie wollen weinen.

„Kein Vogelsang, noch Freudenklang
Man höret in den Lüften,
Die wilden Thier' trau'n auch mit mir
In Steinen und in Klüften."

Der Heiland muß den Kelch trinken; er wird von seinem Jünger verrathen und von rohen Henkersknechten gefangen. Da trauert die ganze Natur über den Gottesmord; der Mond fordert seine Heerde zur Klage auf über den Seelenhirten, und die Sternlein lassen ihre „Thränen mit den Strahlen zusammenfließen, daß eine neue Bahn am Himmel entsteht, Milchstraße genannt" (S. 215). Selbst der Bach Cedron stimmt in den Jammer ein, weil der Fuß des Erlösers ihn nicht mehr durchschreiten wird. Jesus Christus wird von Ruthen zerrissen, und aus „tausend Wunden fließt sein Blut;" er wird gekrönt, mit dem Kreuze belastet und muß nach Golgatha wandern. Dort hängt

er zwischen Himmel und Erde am Schandpfahle und spricht die sieben Worte. Die ganze Schöpfung schweigt, und nur die Klagen der Mutter werden gehört. Auch diese verstummen; und nun tritt die sündige Menschenseele zum Kreuze heran. In den Wunden des Erlösers will sie Heilung für ihre eigenen Seelenwunden finden; sein heiligstes Blut soll sie entsühnen und reinigen, vor allem aber bittet sie um Einlaß in die Herzenswunde Jesu Christi, „bei ihr sterben und erwerben hofft sie wahren Fried' und Ruh."

Während die Seele noch am Kreuze liebend klagt, erklingt plötzlich der Freudenruf: „Christus ist erstanden"; er tönet durch die ganze weite Welt, alle Wesen wachen wie aus einem tiefen Schlummer auf, und in den Auferstehungstriumph mischt sich der Jubel und das Jauchzen der Natur:

„Gelobt sei Gott, Gott Sabaoth,
Sing, tausendmal alleine,
Gelobt sei Gott, Gott Sabaoth,
Noch tausendmal alleine,
Und dann noch tausend tausendmal,
Gott Sabaoth alleine."

Mit einem Preisgesang hat Spee seine Wanderfahrt begonnen, mit einer Jubelhymne schließt er sie. Es ist die Tragödie des Christenthums, welche er uns in der Trutznachtigall vergegenwärtigt. Die ganze Welt bildet den Schauplatz; alle Wesen nehmen daran Theil; der Held ist der Schöpfer selbst, der eingeborene Sohn Gottes, der in dem Kampfe gegen das Böse scheinbar untergeht, aber mit dem glorreichen Rufe: „Hölle, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?" in den Himmel fährt, für die ganze Menschheit Besitz ergreifend von der glückseligen Ewigkeit, dem Ende dieser Zeit.

Nach einem neuen Aesthetiker gebührt dem Künstler der Vorzug, ein Genius zu sein, welcher in die alternde Welt mit frischem, schöpferischem Hauche tritt und mit seinem Zauberstabe Ungeahntes hebt und dem Menschen offenbart. Carriere zählt als Eigenschaften des Genie's den mächtigen Schwung der Phantasie, die Tiefe des religiösen Gefühles, die Schärfe des Verstandes und die unbeugsame Kraft des Charakters auf. „Er hätte," sagt Eckardt, „auch die Bescheidenheit des ächten Genius, das Naive und Kindliche desselben, die hohe Wahrheitsliebe, den eisernen Fleiß, die heitere Ruhe und Besonnenheit erwähnen können, zum Theil Eigenschaften, die die Volksanschauung in Folge einer Verwechselung des Genie's mit dem fragmentarischen Genie dem ersten eher abzusprechen geneigt ist" [1].

Wenn dieses sich so verhält, dann dürfen wir den Dichtungen des P. Spee wohl nicht alle Genialität ableugnen wollen. In eine schlaffe und nicht bloß alternde, sondern zerrüttete Welt griff er ein; und wie in all' seinen Handlungen, so offenbarte er auch in der Poesie die in ihm ruhende Gotteskraft. Unabhängig von allen Dichterschulen damaliger Zeit, schuf er so farbenreiche, erhabene, gehaltvolle und doch duftende kindliche Lieder, daß er mit Recht in der Reihe unserer ersten Dichter glänzt. Damit stimmen die namhaftesten Literarhistoriker überein. „Friedrich von Spee," sagt Gruppe, „ist eine Feldblume unter den im Gartenbeet gezogenen, gleichsam die wilde Rose unter all' dem Flor der holländischen Zwiebeln, eine Art Eichendorff unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts. Sein Gesang ist der eines freien Waldvögeleins unter den eingefangenen und abgerichteten, er wurzelt mit seiner ganzen An-

[1] Eckardt: Vorschule der Aesthetik. Bd. I. S. 65.

schauung in einer längst vergangenen Zeit, er ist eine Stimme, wie aus einem ganz andern Jahrhundert und er hat noch Zusammenhänge mit Klängen alter Volkspoesie, welche für die Kunstpoeten längst bis auf die letzte Spur verloren waren. Wir finden bei ihm die Töne des Minnesangs wieder und die volle Kindlichkeit alter Volksdichtung, er weiß nichts von den Griechen und Ausländern, die ganze neue Bildung ist für ihn nicht vorhanden, und so spricht er auch eine ganz andere Sprache, ein ganz anderes Deutsch."

Zwar hat Spee auch seine Fehler; oft gehen seine Gedanken in Tändeln und Spielen über, oder die Allegorie stört die Fülle und Reinheit der Gedanken. „Aber," sagt Heinrich Kurz, „die Liebe, das Prinzip seiner Dichtungen, und sein Versenken in die Anschauung Gottes war bei ihm so zur vollen Wahrheit geworden, daß wir dieselbe auch da noch erkennen, wo er spielend und tändelnd wird. Er schraubt sich niemals auch zu den gewagtesten Bildern und Vergleichen hinauf, vielmehr strömen sie ungesucht und unbewußt aus seiner liebeglühenden Seele hervor."

Eichendorff seinerseits bemerkt in Bezug auf Vorwürfe, welche man zuweilen den Gedichten Spee's zu machen pflegt: „es ist nur durch Mangel an lebendigem Naturgefühl erklärlich, daß diese herzlichen Naturlaute jemals mit der faden Lämmelei, das Kindliche mit dem Kindischen der Pietisten verwechselt werden konnte."

Diese Bemerkungen führen uns auf ein anderes Moment in der Trutznachtigall, das wir noch kurz betrachten müssen. Nicht Gehalt allein macht ein Gedicht zum Kunstwerke. Geibel sagt:

„Fließend Wasser ist der Gedanke,
Aber durch die Kunst gebannt

In der Form gediegene Schranke,
Wird er blitzender Demant."

Es fragt sich daher, wie ist es mit dieser formellen Seite in Spee's Dichtungen bestellt? Wenn wir über die Formvollendung der Trutznachtigall urtheilen wollen, so dürfen wir keineswegs unseren heutigen Maßstab anlegen. Wir haben so viele Hülfsmittel, Muster und Anleitung, daß es eben keine große Kunst ist, sich in unseren Tagen eine glatte Sprache anzueignen, oder gar ein Bändchen Gedichte zu schreiben. Der Büchermarkt und die Bücherschau liefern einen schlagenden Beweis hiefür, und ein wirklicher Poet hat es gesagt:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein."

Anders war es zu Spee's Zeiten der Fall. Unsere Muttersprache war damals tief gesunken und verfallen. Diejenigen, welche sie pflegen sollten, gaben sie der Verachtung Preis. Die Gelehrten sprachen und schrieben Lateinisch, und die Unterhaltung wurde von den Gebildeten fast nur in französischer Sprache geführt. Wer noch Deutsch schrieb oder sprach, mischte so viele Fremdwörter ein, daß das Resultat einem bunten Teppich aller Idiome glich. Hatte demgemäß schon die Prosa ihre Schwierigkeiten, so galt dieß doch ganz besonders bei der Poesie. Der Versbau war vollständig aus Rand und Band; die Silben wurden schlechthin, wie heute bei den Franzosen, gezählt, und der Rhythmus der deutschen Sprache ging gänzlich verloren. Großes Verdienst gebührt somit allen, welche zuerst wieder auf den Unterschied zwischen betonten und tonlosen Silben hinwiesen und feste Regeln und Gesetze für den Versbau aufstellten. Opitz hat dieses gethan —

aber auch Friedrich von Spee. Und während ersterer mit dem Guten, das er darbot, andere Vorschriften aufwarf, die verderblich für die Entwickelung der Poesie wirkten, hat Spee sich mit dem Nothwendigen und Richtigen begnügt und durch die That mehr genützt, als sein Mitkämpfer. Einer reinen Aussprache „wohl und recht redender Deutschen" glaubt er es abgelauscht zu haben, daß unsere Sprache sich nach trochäischen und besonders iambischen Versen fügen lasse, die er daher auch allein in seinen Gedichten anwendet. Von der Beobachtung dieser Eigenthümlichkeit „entsteht die Lieblichkeit aller Reimversen, welche sonsten gar ungeschliffen lauten; und weiß Mancher nicht, warumb sonst etliche Vers so ungeformbt lauten: weil nämlich der Autor kein Acht hat geben auf den Accent" [1].

Die Strenge, mit welcher sich Spee an die Regeln des Accentes band, ist ein Beweis für seine Meisterschaft in Handhabung der Sprache. Er triumphirte über alle Hindernisse, und es ist wunderbar, zu welchem Reichthum in Worten und zu welcher Fülle des Reimes er es gebracht hat. Wenige Härten und wenige barocke Ausdrücke abgerechnet, strömt seine Sprache dahin in sanfter und fließender Ruhe und von dem angenehmsten Wohllaut begleitet. Wir fragen erstaunt, wie Spee zu einer solchen Formvollendung gelangte? In der Vorrede zur Trutznachtigall sagte er: „Und zwar die deutschen Wörter betreffend, solle sich der Leser sicher darauf verlassen, daß keines passiret worden, so sich nicht bei guten Autoren findet, oder bei guten Deutschen gebräuchlich seie" [2]. Welches aber sind

[1] Einleitung zur Trutznachtigall. Nr. 7.
[2] Ebend. Nr. 4.

diese guten Autoren? Vor allem werden es die Verfasser der alten katholischen Kirchengesänge gewesen sein, auf denen Spee fußt. Viele seiner Gedichte, wie z. B. „Manche Stunden Jesu Wunden," „Thu' auf, thu' auf, du schönes Blut," „Vom Kindlein neu geboren," klingen geradezu an den Ton des Kirchenliedes an. Denn, daß auch schon vor Luthers Zeit das Volk in den Kirchen und bei öffentlichen religiösen Feierlichkeiten deutsche Lieder sang, wird nicht mehr bezweifelt. Sagt doch selbst Melanchthon: „Wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen weniger deutsche Gesänge gesungen werden, hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk Deutsch gesungen — darumb ist's so neu nicht." Auch haben wir in der That alte Weisen, welche bis in's 12. und 13. Jahrhundert zurückreichen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts tauchten schon ganze Liederbücher auf, so dasjenige von dem Predigermönch Michael Vehe 1537 und von Leisentritt 1567. Spee muß diese Gesangbücher gekannt haben, und da sie zumeist die alten katholischen Gesänge aus der früheren besseren Zeit unserer Sprache aufgenommen hatten, wurde er durch sie in Ton und Form des ächten geistlichen Liedes eingeführt. Wirklich spricht auch hiefür der reiche Strophenbau, den kein anderer Dichter seiner Zeit mit ihm gemein hat. Fast werden wir durch seine Reimverschlingungen an die künstliche Form der Minnesänger erinnert, mit denen er gleichfalls in dem tiefsinnigen Naturgefühl, der Anmuth und Weichheit wetteifert. Irren wir nicht, so möchten wir ihm besonders eine genaue Bekanntschaft mit den deutschen Predigern und Mystikern zuschreiben. Gerade in die Prosawerke und zumal in die Schriften dieser Männer hatte sich die deutsche Sprache geflüchtet und trat dort mit einer nicht zu verachtenden Gewandtheit und Geschmeidigkeit auf.

Ein herzlicher Klang und ein voller weicher Bau der Sätze tönt uns hier entgegen, so daß sich diese Schriftsteller wohl mit denen des 16. und 17. Jahrhunderts messen können. Der Styl des Heinrich Suso, sagt Vilmar, gehört mit zu dem Wohlklingendsten, Geschmeidigsten und Gebildetsten, was die ganze Zeit von 1300 bis 1517 aufzuweisen hat. Alle diese Werke waren gleich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst veröffentlicht worden und vielfach verbreitet. Es ist somit kein Widerspruch, wenn wir Spee als mit ihnen bekannt annehmen, zumal sich besonders in den Parabeln des güldenen Tugendbuchs, sowohl in den Gedanken, als in der Ausführung, ungemein viele Anklänge an Tauler und Suso finden.

Dieses mögen wohl die guten Autoren gewesen sein, von denen der Dichter spricht. Oder kannte er auch die Limburger Chronik mit den darin enthaltenen Bruchstücken so mancher Volkslieder? Wenigstens wurde dieselbe zu seiner Zeit, im Jahre 1619, von Faust in Aschaffenburg durch den Druck herausgegeben. Anderseits möchten die abgebrochenen, rhapsodisch hingeworfenen Momente vieler seiner Lieder, das Hineinwerfen in die Scene und die einfachen und dennoch starken Töne vielleicht eine solche Annahme rechtfertigen.

Aber trotz diesen urdeutschen Klängen verräth sich doch auch zuweilen die Bekanntschaft unseres Dichters mit den classischen Autoren des Alterthums. Was übrigens Spee von ihnen mit herübergenommen hat, ist gerade unserem heutigen Geschmack am wenigsten zusagend. Wir meinen hauptsächlich die Form der Eklogen und Hirtengedichte. Spee ist dafür zu entschuldigen; Virgil war in jener Zeit ein Gegenstand der höchsten Bewunderung; in allen Schulen, besonders in der Klasse der sogenannten

„Humaniora", mußten die Schüler nach dem Vorbilde des Schwanes von Mantua lateinische Verse schmieden. Gewisse patriarchalische Stoffe des alten Testaments, Joseph und seine Brüder, der Hirtenknabe David und vor allem die Geburt des göttlichen Kindes, lieferten die Motive zu diesen Uebungen. Es ist wohl möglich, daß diese Form den kindlich naiven Sinn Spee's bestach und daß sie ihm daher am passendsten erschien, als er ähnliche Stoffe auch in deutscher Sprache behandelte.

Was schließlich den Gebrauch des Dialektes betrifft, welchen Spee vielfach verwerthet hat, so spricht dieß für seinen dichterischen Scharfsinn. Der Dialekt enthält oft einen Reichthum an treffenden Ausdrücken und hochpoetischen Bildungsformen, wie sie die feinere Sprache nicht besitzt. Deßhalb haben auch die größten Meister manchem Worte aus dem Schatze des Volkes das Bürgerrecht in ihren Schriften verstattet, so Dante, Shakespeare, Göthe und selbst Schiller. Nur hat Spee nie diesen Einfluß auf die Entwickelung der Sprache erlangt, und daher erscheint uns jetzt manches in seinen Dichtungen als veraltet. Auch möchten durch gewisse provinzielle Wendungen und selbst durch einzelne fehlerhafte Reime Spee's Lieder solchen Ohren, die mit dem Charakter älterer Dichtungen nicht vertraut sind, weniger zusagen. Wer sich aber über diese Mängel hinwegsetzen kann, den werden diese Gedichte mehr befriedigen, als viele der glatten Reimpaare unserer Zeit. Spee's Jahrhundert hat wenigstens keinen Poeten aufzuweisen, der, Angelus Silesius ausgenommen, ihm würdig an der Seite stünde.

Die Trutznachtigall erschien erst nach dem Tode ihres Verfassers 1649, obgleich er sie für den Druck bestimmt hatte. Ob der Tod ihn zu früh hinwegraffte, oder ob die

Veröffentlichung deutscher Poesieen dazumal, wo man nur lateinisch zu dichten pflegte, eine zu außergewöhnliche Sache dünkte — auf diese Fragen vermögen wir keine Antwort zu geben. Was auch immer der Grund dieser Zögerung gewesen sein mag, dem Ruhme des Dichters hat sie nicht geschadet. Viele seiner Lieder gingen in das Volk und werden noch heute gesungen. Die Trutznachtigall selbst erlebte manche Auflagen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Dann machten sich andere Bestrebungen geltend, und Friedrich Spee sank in Vergessenheit.

Die Romantiker haben das Verdienst, zuerst wieder auf ihn aufmerksam gemacht zu haben. Besonders fühlte sich Clemens Brentano von der Trutznachtigall angezogen. Er war ja selbst ein so tiefes kindliches Gemüth, so innig fromm trotz aller Wirr- und Wanderfahrten seines bunten Lebens, und deßhalb schlug ihm auch aus Spee's deutschen Schriften ein verwandtes Herz entgegen. In jener Zeit, als er nach langem Ringen im Begriffe stand, den Frieden zu finden, und mächtig der Ruhe und Freudigkeit bedurfte, nahm er die Trutznachtigall zur Hand und gab sie in erneuter Orthographie heraus (1817). Später veranstaltete er durch Fräulein Hertling in Coblenz auch eine Ausgabe des güldenen Tugendbuches in hochdeutschem Gewand und bearbeitete selbst mit großem Fleiße die darin enthaltenen Gedichte.

So lange man von deutscher Dichtung spricht, wird der Verfasser der Trutznachtigall mit Ehren genannt. Es hat und wird sich erfüllen, was er selber ausgesprochen:

„So will ich hinterlassen
In meinem Testament
Ein Liedlein, schön ohn' Maßen,
Zu Gottes Lob ohn' End.

Das wird noch lang erklingen,
Erklingen in meinem Sinn,
Es werden's andere singen,
Bin ich gleich längst dahin" [1].

VII.

Das güldene Tugendbuch.

Der Schwede war am 24. Juni 1630 auf Usedom gelandet, hatte im raschen Laufe den Norden erobert, die nordischen Fürsten sich dienstbar gemacht und durch die Niederlage Tilly's bei Breitenfeld seine Errungenschaften gesichert. Nun wollte er auf den Rath des Herzogs von Sachsen-Weimar in die Pfaffengasse eindringen, den Lauf des Maines erobern und sich dann am Rheinstrome festsetzen. Und als Würzburg eine schwedische Stadt geworden war (13. Oktober 1631), da kam der Herzog von Lauenburg Celle und bat um ein Bündniß mit Gustav Adolph. Dieser lächelte und sagte: „Schön! ein Dienst ist des andern werth." Da bat sich der Lüneburger das Eichsfeld aus. „Gut", sagte der Schwede, „ihr sollt es haben."

Aber er hatte schon dem Herzog Wilhelm von Weimar für seine reichsverrätherische Hülfe das Mainzische Eichsfeld versprochen. Indessen bewarb sich auch der Landgraf von Hessen-Kassel um dieses Gebiet, damit er für sein Heer Contributionen dort erheben könne. Ihm entgegnete Gustav Adolph: das sei für den Augenblick nicht gut möglich, da er den Strich selbst für die schwedische Reiterei brauche.

Und so geschah es; plündernd überschwemmten die

[1] Güldenes Tugendbuch. Bd. II. S. 224.

schwedischen Truppen nicht nur das Eichsfeld, sondern auch die angrenzenden Gebiete. Wir vermuthen, daß auf dieses hin die wenigen Jesuiten in Falkenhagen sich der Gefahr durch die Flucht entzogen. Für vereinsamt wohnende Ordenspriester war ja nichts Gutes von der schwedischen Soldateska zu erwarten. Spee begab sich nach Köln, der Stadt seiner Jugend und seiner schönsten und freudigsten Stunden. Dort docirte er zu Anfang des Jahres 1632 die Moraltheologie. Mit großem Lobe verwaltete er dieses neue Amt. P. Busenbaum, der Verfasser der bekannten medulla theologiae moralis, benutzte als Hauptquelle für sein Werk die Hefte unseres Spee, dessen Schüler er gewesen war. In der Einleitung bedauert er sehr, daß die Manuscripte des hochverehrten Lehrers nicht im Drucke veröffentlicht worden seien, da sie mit außerordentlichem Scharfsinn verfaßt gewesen und Zeugniß abgelegt hätten von Spee's Erfahrung in der Seelenleitung.

Dafür verdankt ein anderes Werk Friedrichs dem Kölner Aufenthalt seine Entstehung. Er schrieb daselbst sein „güldenes Tugendbuch“[1] und machte einem seiner vielen Beichtkinder, dem noch jugendlichen Buchhändler Friessem, das Manuscript zum Geschenke. Es wurde in vielen handschriftlichen Exemplaren verbreitet, bis Friessem es im Jahre

[1] Der vollständige Titel heißt: Güldenes Tugendbuch, das ist Werck und Uebung der dreyen Göttlichen Tugenden, deß Glaubens, Hoffnung, und Liebe. Allen Gottliebenden, andächtigen, frommen Seelen: und sonderlich den Kloster- und anderen Geistlichen personen sehr nützlich zu gebrauchen. Durch den Ehrw. P. Fridericum Spee, Priestern der Gesellschaft Jesu. Cum Facultate et approbatione superiorum. Cöllen, in verlag Wilhelmi Friessems Buchhändlers, in der Tranckgaß im Ertzengel Gabriel. Im Jahre 1649. Cum gratia et privilegio Sac. Caes. Maj.

1643 auf einstimmiges Verlangen durch den Druck veröffentlichte. In der Widmung an den „verstorbenen seligen Vater, seinen vielgeliebten Patron im Himmel,“ sagt der dankbare Freund: „Diese Deine Arbeit, Ehrwürdiger Vater, wird nun überall durch das ganze deutsche Land so begierig gesucht, so eifrig begehrt und schafft bei vielen gottseligen Christen so merklichen Nutzen. Wolle sie denn auch, die von Dir so eifrig zu der Seelen Bekehrung gemeint war, von nun an sonderlich unter Deinen Schutz nehmen“ [1].

Das Werkchen ist in der That so recht ein Spiegel des seeleneifrigen und liebeglühenden Gemüthes unseres Ordensmannes. Es sollte eine Unterweisung sein über die drei göttlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, welche den Inbegriff aller Vollkommenheit bilden. In Gesprächsform zwischen Beichtvater und Beichtkind abgefaßt, macht es auf den Leser den Eindruck einer schlichten Unterhaltung, bei der jedes Wort ungeschminkt aus dem tiefsten Herzensgrunde strömt und voll und wahr wiederum zu Herzen geht. In den Dialog sind zur Abwechslung Lieder eingewoben, welche die erhöhte Gluth des Gefühles ausdrücken sollen und thatsächlich ausdrücken. Dabei offenbart sich in jedem Abschnitte Spee's gründliche theologische Wissenschaft, so daß wir nicht wissen, ob wir mehr seine Kenntnisse bewundern sollen, oder die Gewandtheit, mit welcher er die schwierigsten Wahrheiten in einer einfachen und dem kindlichsten Gemüthe verständlichen Weise zu behandeln verstand. Wer das güldene Tugendbuch liest, wird sich unwillkürlich durch die Frische und Anmuth gefesselt fühlen und,

[1] Güldenes Tugendbuch. Dedication zu der Ausgabe vom Jahre 1656.

ohne es vielleicht zu wollen, zur innigsten Gottesliebe emporgehoben. In den Anweisungen zu der praktischen Uebung der Tugenden ist die ganze Lehre der christlichen Ascese enthalten, die Spee aber nur deßhalb so herrlich darlegen konnte, weil er sie selbst in seinem Leben ausprägte. Dieses Büchlein ist der Spiegel seines eigenen Wandels und für seine Geistesrichtung die wichtigste Quelle. Da lernen wir seinen festen, unerschütterlichen Glauben kennen, den er gerne mit seinem Blute besiegelt hätte, dem allmächtigen Gotte allein die Ehre gebend und muthig sprechend: Amen, Amen, Amen[1]. Da offenbart sich seine Hoffnung und sein felsenfestes Vertrauen in den größten Widerwärtigkeiten des Lebens; da fühlen wir aus den sprühenden Worten sein sehnsüchtiges Verlangen nach „der Stunde, in welcher er ausruhen sollte von der Arbeit und eingehen in die Freuden seines Herrn"[2]. Da endlich erschließt sich uns das Geheimniß seiner Gottes- und Nächstenliebe, die der Grundton seines Lebens, der Ausgangspunkt und das Ziel all' seiner Handlungen war. Wie sehr Spee den seinen Zeitgenossen zusagenden Ton getroffen hatte, beweisen die zahlreichen Auflagen des Buches. Einzelne in der Geschmacksrichtung der Zeit begründete Mängel, zumal eine gewisse Weichheit der Empfindung abgerechnet, dürfte es auch noch in unseren Tagen viele der beliebtesten Andachtsbücher durch wahre Frömmigkeit und gesunde Andacht weit übertreffen.

Mit den Vorzügen des Werkchens stimmt auch das schöne Urtheil Dr. Hölschers überein. „Da ist vor allem rühmlichst hervorzuheben," schreibt derselbe, „daß der Ver-

[1] Güldenes Tugendbuch. Bd. I. S. 92.
[2] Güldenes Tugendbuch. Bd. I. S. 208.

fasser den Fehler glücklich vermieden hat, der uns bei Büchern ähnlicher Art so oft begegnet, den hohlen Phrasengeklingels. Was Spee schreibt, das kommt ihm vom Herzen, das hat er selbst in sich durchlebt und empfunden. Wer ein so gefühlvolles, empfindungsreiches Herz hat, wie er, der hat nicht nöthig, zu Phrasen seine Zuflucht zu nehmen. Alle Sätze haben Sinn und Bedeutung; jeder Gedanke ist begründet und berechtigt, der eine ist durch den andern bedingt und gefordert, die einzelnen Betrachtungen stehen in logischem Zusammenhang, sie schließen sich natürlich und mit Nothwendigkeit aneinander an. Keine Betrachtung, keine Anmuthung, kein Ausruf ist unmotivirt. — Ein fernerer, verwandter Vorzug besteht in der Ursprünglichkeit und Neuheit der Gedanken. Auf die in keiner andern so häufig wie in der Erbauungsliteratur vorkommenden Gemeinplätze hat der Verfasser durchaus verzichtet. Jeder Gedanke ist neu und originell in der Erfindung oder doch im Ausdruck. Daher kommt es denn auch, daß trotz dem uns nicht durchweg zusagenden Charakter der Darstellung doch ein gewisses Interesse durch die stets wechselnde Mannigfaltigkeit der eigenartigen Gedanken und Bilder wach gehalten wird. Daß unter denselben gar manche wirklich hohen poetischen Werth haben, braucht in Anbetracht der großen dichterischen Begabung des Verfassers wohl kaum noch besonders hervorgehoben zu werden. — Ganz bewunderungswürdig aber sind schließlich die Korrektheit und der Wohlklang der Sprache, die durchsichtige Klarheit des Styls, sowie die kindliche Treuherzigkeit und ergreifende Innigkeit des Tones, in dem der Verfasser zu uns redet. Diese Sprache versteht der Gebildete wie der Ungebildete, der Gelehrte wie der Bürger und Bauer. So mag denn das Buch wegen aller dieser Vorzüge immerhin gar man-

chen andern derselben Gattung entschieden den Rang streitig machen" [1].

Es gewährt einen schönen Blick in den Charakter des großen Leibnitz, daß auch er dieses Büchlein schätzte und liebte. Wiederholt empfahl er es seinen Freunden [2] und an Fräulein von Scudery schreibt er: „Der Kurfürst Johann Philipp von Mainz hat mir das „güldene Tugendbuch" empfohlen, darin ich alles bewunderte, ausgenommen die deutschen Verse, deren wahrer Geschmack in der römischen Kirche noch unbekannt ist [3]. Doch habe ich es um der schönen und tiefsinnigen Gedanken, die es vortrefflich vorträgt, um auch die gemeinsten, weltversunkensten Seelen zu rühren, ungemein liebgewonnen" [4].

Aehnlich dachte der hochselige Bischof Sailer, welcher Brentano zur Herausgabe bewog. Wir theilen hier einen Abschnitt aus dem Büchlein mit, um die obigen Urtheile zu bekräftigen. Manches gläubige Herz würde wohl auch heute noch aus diesem letzten Werke Spee's Befriedigung und Erbauung schöpfen.

Eine Vision.

„Es führte mich letztmal ein guter Engel in einen fürstlichen, schön und herrlichen Palast, der mit den allerköstlichsten Gemähl, Teppig, Gold, Silber, Edelgestein ver-

---

[1] Friedrich Spee von Langenfeld. Programm der Realschule zu Düsseldorf. 1871. S. 8.

[2] Vergl. Vincentii Placcii, Theatr. Anonymorum. Hamb. 1708, p. 233.

[3] Oder besser, Leibnitz war überhaupt mit der deutschen Poesie wenig vertraut, da gerade diese Verse jetzt allgemein bewundert werden.

[4] Feller: Monumenta inedita, Jenae 1718. Trimestre IV, Nr. 25. S. 254.

maßen geziert war und gleichsam leuchtete, daß ich nit anders meinte, dann es müße ein Antritt oder Vorgemach des Himmels sein.

Obenan, nach der Breite des Palastes, saßen zwölf fürstliche Personen in lauter Purpur und Scharlach gekleidet, ein Jeder auf einem fast königlichen Thron, hatten alle in ihren Händen lauter güldene, wohlklingende Harfen, auf denen sie gar lieblich spielten. Unterdessen aber liefen auf und ab viel edle Ritter und allerhand Nation, gar fremde Völker, die sich theils zu gemeldeten fürstlichen Personen niederwarfen und ihnen huldigten, theils auch sich ganz widerspenstig erzeigten und ihnen einen Erbkrieg anboten.

Da fragte ich meinen Engel, was dieses wäre, und er antwortete mir, es wäre der Palast der allgemeinen christlichen Kirche Gottes, die zwölf fürstlichen Personen aber die zwölf Apostel Jesu Christi. Und ich freute mich nit wenig, hörte fleißig auf, was sie dann spielen würden.

Und es fing der hl. Petrus an und schlug auf seiner Harfe wie folgt:

Ich glaub' so fest an einen Gott,
Von Ewigkeit allmächtig;
Verspei' der vielen Götzen Rott',
Von Stein, von Holz verächtig.
All' Kraft und Macht von Ewigkeit
Gott Vater hat alleine,
Sein ist allein all' Herrlichkeit,
Wer ist nun, der's verneine?

Da er aber also gespielt hatte, traten hervor eine mächtige große Menge der Heiden und schrieen überlaut, es wären ihre Götter nit zu verwerfen, da müßte man sie nit unkräftig schelten, sie wollten solche Schmach nit leiden.

Was dünket dich nun, mein liebes Kind? Haltest du es mit diesen Heiden, oder aber mit dem hl. Petro? Gib mir Antwort, und wann du es mit dem hl. Petro haltest, so neige ihm dein Haupt und bekenne dich zur wahren allgemeinen Kirche des einzigen wahren Gottes. So gebe dann Antwort.

„Ich halte es mit dem hl. Petro und bleib dabei bis in den Tod beständig, wann es schon das Leben kosten sollte."

Da recht; du hast wohl geantwortet; nun höre weiter, was der hl. Johannes spielet:

Er schuf die Himmel glänzend rund,
Sonn', Mond und Stern' beineben;
Die Erd' legt er zum Mittelgrund
Mit Wasser hoch umgeben.
Vom Vater kam es alles her, —
Merkt auf, ihr Menschenkinder —
Erd', Himmel und das große Meer
Im Augenblick geschwinder.

Da er also gespielet, thaten sich hervor etliche wenig Weltweisen, meinten, es wäre nit also, sondern gaben vor, als wenn Himmel und Erde nicht von Gott erschaffen, sondern also ungefähr zusammengeflossen wären, schüttelten derwegen ihre Köpfe und wollten nit mehr zuhören.

Was dünkt dich nun, mein Kind? Willst du es mit diesen Weltnarren oder mit dem hl. Johannes halten? Gib Antwort.

„Ich halte es mit dem hl. Johannes, dann er ist der Adler, so gar hoch geflogen ist und die Heimlichkeit der Werke Gottes von Gott selber gelernt hat."

Da recht; so höre weiter, was der heilige Jakobus spielet:

Ich glaub' zugleich an Jesum Christ';
Möcht' ich mein Herz zerbrechen,
Er g'wiß mir drin gemalet ist,
Mag wohl mit Wahrheit sprechen.
Vom Vater ist er wunderlich
Von Ewigkeit entsprossen,
Zu uns hernacher sanftiglich
Vom Himmel abgeflossen.

Da er aber also gespielet, hörte ich etliche verstockte Juden, die solches mit nichten zugeben wollten, daß Jesus ein Sohn Gottes wäre, liefen allsobald davon, verstopften ihre Ohren und schrieen, er hätte Gott gelästert.

Was dünket dich nun, mein Kind? Haltest du es mit den Juden oder mit dem hl. Apostel?

„Ich halte es mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Andreas spielet:

Geboren aus Maria rein,
Von Gott dem Geist empfangen,
Ist worden uns ein Kindlein klein,
In Armen sich's ließ fangen.
Ich grüß' dich Kind zur stillen Nacht!
Ave Maria! Amen!
Also ward Gott zur Welt gebracht,
Und Jesus hieß mit Namen.

Da entstand abermals ein Gemurmel, denn die Weltweisen hielten es für ein Gelächter, daß ein solches Wunder geschehen sollte.

Was dünkt dich nun, mein Kind? Willst du es mit diesen Thoren oder mit dem Apostel halten?

„Ich halte es mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Philippus spielet:

Für uns er hat sich geben dar,
Verspottet und verhöhnet,

Sein Leib wurd' ihm zerrissen gar,
Sein Haupt mit Dorn gekrönet.
Pilatus gab das Urtheil kund,
Die Juden wollten's haben,
Am Kreuz er starbe sehr verwundt,
Bald drauf wurd' er begraben.

Da hört man wiederum etliche Ketzer sich widersetzen, welche sprachen, er hätte nur einen phantastischen Leib angenommen, in dem er gelitten hätte, nit aber wäre ein wahrhafter Leib für uns gekreuzigt.

Was dünkt dich nun, mein Kind? Ist wahr, was diese Ketzer sagen oder was der Apostel gesungen hat?

„Ich halte es mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Thomas spielet:

Er fuhr zur Höllen tief hinab,
Zerbrach all' Eisenpforten,
Dem Feind es großen Schrecken gab,
Er strafet sie mit Worten.
Der frommen Väter Kett' und Band',
So da gefangen lagen,
Zertrennet er mit starker Hand,
Stund auf nach dreien Tagen.

Da erhub sich abermals ein Gemurmel; denn es riefen etliche schwierige Gemüther, es wäre Christus nit zur Hölle, sondern nur allein in das Grab gestiegen. Ja es riefen auch viele andere, er wäre nit auferstanden, sondern aus dem Grabe gestohlen worden.

Was dünkt dich nun, mein Kind? Glaubst du mit dem Apostel oder mit gesagten schwierigen Gemüthern?

„Ich halte es festiglich mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Bartholomäus spielet:

Zum Himmel fuhr er schwind hinauf,
In Lüften hoch erhoben,
All' Geister liefen bald zu Hauf',
Ihn thäten's Wunder loben.
Er sitzt an's Vaters rechten Hand,
Sein Sohn, von Gott geboren,
Regiert von dannen alle Land,
Ein König auserkoren.

Da schrieen wiederum die Heiden, es wäre eine Fabel; die Juden aber trieben ihr Gelächter draußen und spotteten des Apostels.

Was dünket dich nun, mein Kind? Was ist deine Meinung? Mit welchen willst du es halten?

„Ich halte es mit dem hl. Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Matthäus spielet:

Er kommt gewiß an jenem Tag
Die Welt mit Recht zu richten,
Wird hören an all' Red' und Klag',
All' Händel wird er schlichten.
O Gott! wer mag alsdann besteh'n
Und retten sich mit Rechten,
Wann du willst zu Gerichte geh'n
Mit deinen armen Knechten?

Da fuhren abermal daher etliche Schwärmer und verblendete Weltkinder, welche ganz und gar in ihren Lastern und Wohllüsten ersoffen schienen. Diese lachten über diesen Gesang vom jüngsten Gericht, sprachen mit Gespött, es wäre noch lang dahin, solches Fabelwerk wäre für die Kinder.

Was dünket dich nun, mein Kind? Hältst du es mit diesen Schwärmern oder mit dem Apostel.

„Ich halte es mit dem Apostel; dann gewißlich viel zu wahr ist, daß der strenge Richter an jenem Tage kommen

wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Alsdann werden sie es wahrhaftig erfahren, was sie jetzt verlachen."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Jacobus Alphäi spielet:

Ich glaub' zugleich an einen Geist
Mit Vater und dem Sohne,
Und ob man's drei Personen heißt,
Ist nur ein Gott, ein' Krone.
Sein' Kirch' hat er auf dieser Welt,
Verseh'n mit Sakramenten,
D'rin wohnen Völker ungezählt,
Ohn' Ketzer und Verblendten.

Da gab es ein gar mächtiges Getümmel, denn es schrien überlaut alle Heiden und Juden, es wäre nur ein lautes Fabelwerk, was er von einem Gott und dreien Personen gesungen hätte. Es schrien auch nit weniger die Ketzer, sagten, sie gehörten freilich zu den Kirchen Gottes, da wollten sie mit nichten ausgeschlossen sein. Aber der Apostel ließ sich im Geringsten nit bewegen.

Was dünkt dich nun, mein Kind? Hältst du es festiglich mit dem Apostel?

„Ich halte es mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Simon Zelotes spielet:

Mit Gottes Heiligen wir all'
Gemeinschaft sollen pflegen;
Sie retten uns für Ungefall,
Wir ehren sie dagegen.
Mit uns sie billig loben Gott
Und seine milde Güte.
Er lasset nach all' Missethat,
Dafür doch er uns hüte.

Da sprungen aber etliche hervor, denen es durchaus

nit gefiel, daß man mit den Heiligen zu viel Gemeinschaft halten sollte, weil sie ja todt wären, dachten aber wenig, daß Gott kein Gott der Todten sei, sondern ein Gott der Lebendigen. Es ließen sich auch viel des Kains Brüder merken, welche an der Vergebung der Sünde verzweifelten, liefen zum Palast hinaus und sprachen: ihre Sünden wären größer als die Erbarmniß Gottes.

Was dünket dich nun, mein Kind? Willst du es mit diesen halten oder mit dem Apostel?

„Ich halte es mit dem Apostel. Ich will die Gemeindschaft mit den Heiligen nit fahren lassen. Ich will auch nit an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln, ob ich schon alle Sünde der Welt gethan hätte."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Judas Jacobi spielet:

Das Waizenkörnlein nit verdirbt,
Wenn's fällt im Acker nieder,
Dann ob's schon in der Erde stirbt,
Doch kommt es endlich wieder.
Also wann unser Fleisch und Blut,
Den Würmern übergeben,
Schon gar im Grab' verfaulen thut,
Doch soll es wieder leben.

Da sollte man aber Wunder gesehen haben, wie sich eine mächtige starke Rotte diesem Apostolischen Gesang zuwider stellte und außer des Palastes sich verbunden, gänzlich diese Lehre mit aller Macht zu bestreiten.

Was dünket dich nun, mein Kind? Zu welchen Seiten willst du dich halten? Zu den Ketzern und Ungläubigen, so die Auferstehung der Todten verwerfen oder zum hl. Apostel, der sie bekennet?

„Ich halte es mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Mathias spielet:

Dann wird ein ewig's Leben sein,
In Wollust oder Leiden;
Der Bös' wird leben in der Pein,
Der Fromm' in tausend Freuden.
D'rum was gesagt nur wohl betracht',
Ihr Menschen groß und kleine,
Nehm't frei mit Wacht die Schanz in Acht,
Dann ich's getreulich meine.

Da dieses also der Apostel gespielet, fande man doch nicht wenig gottlose Leute, so auch diesem Punkt sich widersetzten und alles nur für einen Traum hielten, was von zukünftigem Leben er also treulich ermahnet und alle Sünder gewarnet hätte.

Was dünket dich nun, mein Kind? Zu welchen willst du dich schlagen? zu diesen so gottlosen Menschen oder zu dem hl. Apostel?

„Zu dem hl. Apostel, da bin ich bereit zu leben und zu sterben, daß nach diesem Leben wahrhaftig noch ein anderes ewiges Leben folge. O wohl, wohl den frommen Gotteskindern! denn sie in ewiger Wohllust leben werden. O weh, den armen Sündern! denn sie in ewiger Qual ewig leben werden. Warum denken wir dieses so gar selten? Warum fangen wir noch diese Stunde nicht ein anderes frommes Leben an und sagen einmal gänzlich ab allen Sünden? Es muß doch endlich sein, es muß gewagt sein. Die Zeit ist wahrlich, daß man sich mit aller Macht bekehre. Ei ja, soll es sein und muß es sein, so laß es sein, laß diese Stund' noch sein, laß jetzund sein, in Gottes Namen, Amen, Amen!"

Neben dem „güldenen Tugendbuche" fertigte Spee in Köln eine neue Abschrift der Trutznachtigall an, die er

gleichfalls seinem Freunde Friessem zum Geschenke machte. Er war immerfort thätig und bei seiner Professur und bei diesen literarischen Beschäftigungen widmete er noch einen großen Theil seiner Zeit der Seelsorge. Der Beichtstuhl, statt eine Last zu sein, war ihm mehr eine angenehme Erholung. Und er bediente sich oftmals recht origineller Mittel, um auf die Herzen einzuwirken. Nach einer mündlichen Ueberlieferung lebte damals in Köln eine vornehme Dame, die durch ihren leichten Lebenswandel allgemeines Aergerniß gab. Ju jeder Nacht wurden ihr Ständchen dargebracht, und sie nahm dieselben mit dem größten Selbstgefallen und oft mit Verletzung allen Zartgefühles entgegen. Spee erfuhr dieses und er hätte gerne diese Gelegenheit zur Sünde verhindert. Endlich fiel ihm ein Mittel ein. Da er selbst auch Musiker war und die Composition zu manchen seiner Gedichte lieferte, die noch heute nach diesen Melodien vom Volke gesungen werden: so übte er mit einem ausgewählten Chore eine Anzahl dieser Lieder ein. An einem schönen Abende schickte er alsdann seine Sänger mit zahlreicher Musikbegleitung zu dem Hause jener Dame. Das Ständchen begann. Aber wie staunte die Herrin, als sie statt mit leichtfertigen Liedern, mit den Tönen heiliger Buße und glühender Gottesliebe begrüßt wurde! Vielleicht, daß jene schöne Ermahnung zur reumüthigen Einkehr in das sündige Herz an diesem Abend erklang:

„Thu' auf, thu' auf, mir's glaub' fürwahr,
Gott läßt mit sich nicht scherzen,
Dein' arme Seel' steht in Gefahr,
Und wird dich's ewig schmerzen.
Kehr' wieder, o verlorner Sohn!
Reiß ab der Sünde Banden,
Ich schwör' dir bei dem Gottesthron,
Die Gnad' ist noch fürhanden.

„Geschwind, geschwind, all' Uhr und Stund'
Der Tod auf uns kommt eilen,
Ist ungewiß, wen er verwund't
Mit seinen bleichen Pfeilen.
Wen er nicht find't in Gnadenzeit,
Wär' nützer nicht geboren,
Wer unbedacht von hinnen scheid't,
Ist ewiglich verloren.

„O Ewigkeit, o Ewigkeit,
Wer wird dich je ermessen?
Sind deiner doch schon allbereit
Die Menschenkind' vergessen.
O Gott vom höchsten Himmel gut,
Wann wird es besser werden?
Die Welt noch immer scherzen thut,
Kein Sinn ist mehr auf Erden" [1].

Spee's Lieder drangen mit der Gnade Gottes zum Herzen der Jungfrau, daß sie in sich ging, eine Generalbeichte ablegte und von nun an der ganzen Stadt als ein Beispiel der Tugend und Sitte vorleuchtete [2].

VIII.

Seliger Tod.

Unter den aufopfernden Werken christlicher Nächstenliebe neigte sich das Jahr 1633 zu Ende. Spee hatte Köln verlassen und befand sich wiederum in Trier. Hier hatte er den Weg des Kreuzes im Ordensstand betreten, hier sollte er auch das Ziel aller Mühen und Leiden erringen und durch eine letzte heldenmüthige That

[1] Trutznachtigall. S. 75.

[2] Guse: „Aus dem Munde dreier Jesuiten in Emmerich." Wedbigens Westf. Magazin vom Jahre 1787.

gekrönt und für ewige Zeiten verherrlicht werden. In aller Muße vollendete er nach einer abermaligen Feile 1634 eine zweite Abschrift der Trutznachtigall, die in vielen Punkten von dem Kölner Manuscripte abwich. Das Exemplar ist sehr sauber ausgeführt und sogar mit einfachen Verzierungen ausgestattet. Ob der Kriegslärm den Dichter nicht in diesen Friedensarbeiten störte? Kein Wort in seinen Liedern läßt uns die Stürme ahnen, welche damals in dem deutschen Vaterlande tobten. Und doch war dieses keine Gleichgiltigkeit, denn er empfand im tiefsten Herzensgrunde all' den Jammer und all' die Noth. „Wenn ich die Welt betrachte," sagt er, „sehe ich, daß alles voll ist der Hoffart des Lebens und des Ehrgeizes, woher denn entstehet Uneinigkeit, Zank und Hader, Krieg, Mord und Todtschlag, ja alle Schand und Laster. Denn wer kann alles sagen, was für ein gottloses Wesen durch Haß und Neid, Krieg und Uneinigkeit erwächst? Da ist kein einziger Gedanke an die Hölle; man lebt dahin, als wäre gar kein Gott im Himmel. O, wenn ich auf einen Tag allen Krieg aufheben und den christlichen Frieden durch die ganze Welt ausbreiten könnte, wie wäre mir das eine erwünschte große Freude. O, wie wollte ich in Gott meinem Heilande frohlocken, wenn doch alle Menschen in einem beständigen Frieden einhellig leben und Gott den Herrn Tag und Nacht ohne Furcht der Feinde loben, Ihm dienen, Ihn verehren und also endlich alle miteinander selig werden möchten! Ich würde vor Freuden mich nicht lassen können. Ach Gott, mein Gott" [1]. So dachte Spee über den Zwist, der sein Vaterland zerfleischte, und so tief empfand er dieses Elend. Nur in seinen Liedern wollte er den per-

[1] Güldenes Tugendbuch. Band II. S. 98.

sönlichen Schmerz nicht offenbaren, weil er sich für sie ein anderes Ziel gesteckt hatte — das Lob und den Preis der göttlichen Liebe.

Bis zum letzten Augenblicke seines Lebens sollte Spee keine ruhige Stunde haben. Der Kurfürst Philipp Christoph von Soteren hatte im August des Jahres 1633 die Stadt Trier, sein ganzes Land nebst sämmtlichen Festungen den Franzosen überliefert. An die Jesuiten, als gut kaiserlich Gesinnte, erging die Landesverweisung; doch wurden die Befehle wieder zurückgenommen, und statt dessen ihre Schulen geschlossen und das Collegium in Trier gebrandschatzt. Uebrigens war Philipp Christoph mit der zeitweiligen Uebergabe deutscher Landestheile noch nicht zufrieden; er wollte deren Besitz für immer der französischen Krone sichern. Deßhalb ernannte er den Cardinal Richelieu zum Coadjutor und zu seinem Nachfolger auf dem kurfürstlichen Stuhle. Nun war das Maß der Treulosigkeit übervoll, und die Stunde der Züchtigung nahte heran. Die kaiserlichen Armeen hatten mittlerweile Glück gehabt; der reichsverrätherische Heilbronner Bund wurde bei Nördlingen (6. September 1634) gesprengt, und der Cardinal-Infant Don Fernando hatte sich an den Rhein und in die Niederlande geworfen, um auch die Franzosen vom deutschen Boden zu vertreiben. Der Graf Rittberg, Bruder des Grafen von Ostfriesland, verjagte die den Franzosen verbündeten Holländer aus der Schenkenschanze und zog über Luxemburg gegen die Mosellande heran. Zuerst eroberte ein spanischer Parteigänger das Schloß Sierk und hemmte dadurch die Verbindung zwischen Nanzig, Trier, Coblenz und Ehrenbreitstein. Schrecken und Angst ergriff den Kurfürsten Christoph, der sofort die Stadt Trier in Belagerungszustand erklärte. Alle Fremden und

Armen wurden ausgewiesen; die Kirche des hl. Simeon, welche theilweise aus den Ueberresten der Porta nigra im Jahre 1034 erbaut worden war und somit an der Stadtmauer lag, wurde zu einem Vorwerke umgewandelt. Die Canoniker sollten das Collegium der Jesuiten beziehen, diese aber, unter ihnen auch Friedrich von Spee, am 27. März 1635 die Stadt verlassen. Als der Rector P. Panhauß diese Trauernachricht erfuhr, ordnete er ein vierzigstündiges Gebet an zur Abwendung der Gefahr. Indessen nahte bereits die Hülfe heran.

Es war in der Nacht vom 25. auf den 26. März; alle Mitglieder des Collegiums lagen auf den Knieen vor dem Allerheiligsten, als plötzlich Kriegsruf durch die Stadt erschallte. Der Graf von Rittberg hatte sich mit 1200 Mann auserlesener Truppen heimlich der Stadt genähert, ein Theil der Mannschaft drang durch ein Bürgerhaus in's Innere ein und öffnete ihren Kameraden die Thore. Dieß geschah gegen vier Uhr Morgens. Auf den Straßen entspann sich ein furchtbarer Kampf. Als allmählich die Dämmerung wich, gewahrte man mitten unter den Streitenden einen Priester im schwarzen Ordenskleide. P. Spee hatte bei dem ersten Schlachtrufe die Kapelle verlassen und sich unter die Streitenden gemischt, um geistliche und leibliche Hülfe zu spenden. Das Kleid schützte ihn; kein Landsknecht wagte dem frommen Priester ein Leid zuzufügen, der auf seinen eigenen Schultern die Verwundeten aus dem Kampfgewühle trug. An einem abgelegenen Ort wusch Spee mit Wein die Wunden aus und legte den Verband an; dann eilte er von neuem auf den Schauplatz des Jammers. Hier hörte er die letzte Beichte eines Sterbenden und befeuchtete ihm zur körperlichen Linderung die lechzenden Lippen, dort hielt er einen Soldaten von Mißhandlungen

ab, überall thätig, überall ein Engel des Trostes. Gegen acht Uhr endigte der Kampf; fünfhundert Franzosen waren getödtet, fünfhundert andere, der französische Feldoberst und der Kurfürst selbst wurden gefangen genommen. Doch auch jetzt, da das Getöse der Waffen schwieg, ruhte der Eifer des Ordensmannes nicht. Er eilte zu dem Grafen Rittberg, verwandte sich für die Gefangenen und erwirkte ihre Freiheit. Aber sie durften nicht entblößt in die Heimath zurückgesandt werden, und so ging Spee von Haus zu Haus und bettelte um Kleider und Almosen. Reichlich mit allem versehen und ihren Retter preisend, verließen die Befreiten nach einem Monate die Stadt und kehrten zu Schiffe in ihr Vaterland zurück. Spee sah sie scheiden und freute sich über ihr Glück, noch mehr aber darüber, daß er jetzt seine ganze Sorge ungetheilt den Hospitälern weihen konnte.

Ein pestartiges Fieber war ausgebrochen, übervölkerte die Lazarethe und raffte viele Menschenleben hinweg. Alle Zeit, die ihm der Gehorsam gestattete, verweilte Spee bei den armen Kranken, trug ihnen Speise, ja selbst das Wasser aus dem Stadtbrunnen zu. Vor allem aber tröstete er die armen Kranken in ihren inneren Leiden, führte manches Sünderherz zu Gott zurück und sandte eine große Zahl reuiger und mit Gott ausgesöhnter Seelen als Siegesbeute vor sich hinauf in das himmlische Heimathland. Doch länger hielt er die fortgesetzten Anstrengungen nicht aus, das Fieber warf auch ihn auf das Krankenlager. Endlich sollte sich sein Herzenswunsch, den er in dem güldenen Tugendbuche so oft und in so glühenden Worten ausgesprochen hat, erfüllen. Die Erde war ihm längst zur Last, aus Sehnsucht nach dem Himmel. Voll Begeisterung ruft er aus:

„Die Thränen mich ernähren,
Sind meine Speis' und Trank,
Von Zähren muß ich zehren,
Weil ich von Liebe krank!
Ach! wann doch wird erscheinen
Der schön' und weiße Tag,
Daß ich nach stetem Weinen
Einmal ausruhen mag!" [1]

Und an einer anderen Stelle: „O mein allerliebster, mein allerschönster Bräutigam, wann werd' ich Dich in Deiner Glorie sehen und vor Freude mich nicht halten können? Wann werde ich endlich eingehen in die herrlichen Paläste Deines Vaters, allda so liebliche Stimmen und Frohlocken erschallet in den Tabernakeln der Gerechten? Wann wirst Du mich ersättigen mit Deiner Zierde und Schöne? Wann wirst Du mich versenken und tränken in der Tiefe Deiner Liebe und Wonne? O mein Bräutigam, o mein Gott, o Du Jubel meines Herzens und meine Liebe, o Du Inbrunst meines Gemüthes, o Du Flamme meiner Sehnsucht, o Du süßer Brand meiner Seele — wann, wann, o wann doch werde ich vor Deinem Angesichte erscheinen?" Es ist, als hörten wir die Worte eines Seraphs, den der Durst nach der Anschauung Gottes verzehrt — aber es sind dieses nur die Sehnsuchtsrufe einer heiligen Seele, die viel gelitten und viel erduldet und sich aus Liebe aufgeopfert hat für das Heil der Menschen. Der Lohn folgte der Arbeit und die Erhörung diesem heißen Liebessehnen. Zum letzten Male in diesem Leben empfing Spee seinen Erlöser unter den Brodsgestalten, um ihn bald darauf von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Umgeben von seinen Mitbrüdern, welche die heiligen Sterbegebete verrichteten, entschlief er am

[1] Trutznachtigall. S. 28.

7. August 1635, an einem Dienstage, „hoffnungsvoll und glücklich."

So verharrte Spee bis zu seinem Tode als Martyrer der Liebe; darum ward auch eine unvergängliche Krone sein Antheil.

In der unterirdischen Gruft der ehemaligen Jesuitenkirche in Trier ist sein Grab; es trägt die kurze, demüthige Inschrift: „Hier liegt Friedrich Spee."

In kurzen Zügen haben wir das Bild dieses ehrwürdigen Priesters zu entwerfen versucht.

Inmitten einer morschen Zeit steht er da als ein charakterfester Mann voll deutscher Biederkeit und geraden Sinnes; mit freiem, unbewölktem Blick durchschaut er den Irrwahn eines finsteren und abergläubischen Jahrhunderts und schmiedet ihm, den rohen Gewalten zum Trotz, eherne Ketten; classisch gebildet und doch voll Liebe zur eigenen Muttersprache, ist er ein Dichter im wahrsten Sinne, dessen Schöpfungen durchleuchtet sind von dem Strahle des Genius; durch Wort und That bis zur Aufopferung im Tode bewährt er sich als einen seeleneifrigen Priester und gottliebenden Ordensmann, und endlich bei all' diesen schönen Eigenschaften zeigt er überall ein einfaches, inniges Kindergemüth.

Liebe war der Kernpunkt seines Lebens, der drängende Beweggrund seiner Handlungen, die Ursache und zugleich die Krone seines Todes.

Alle Parteien nennen ihn mit Achtung; selbst bei fremden Nationen hat sein Name guten Klang; das deutsche Vaterland ist stolz auf ihn, und sein Orden darf es sich zur Ehre anrechnen, ein solches Mitglied erzogen und gebildet zu haben.

Beilage.

Proben aus einer alten und ungedruckten lateinischen Bearbeitung der Trutznachtigall.

Professor Dr. Ahlemeyer, Director des Gymnasiums zu Paderborn, veröffentlichte 1857/58 in einem Programme die beiliegenden Gedichte nach einer Originalschrift, die sich in seinem Besitze befand. Das Manuscript enthält die metrische Uebersetzung nicht nur der Trutznachtigall, sondern auch sämmtlicher Lieder des güldenen Tugendbuches. Nach der Widmungsode, welche in glänzenden Worten das Lob des seligen P. Spee erhebt, war der Verfasser dieser lateinischen Bearbeitung ein jüngerer Mitbruder unseres Dichters. Er nennt den Seligen seinen „Lehrmeister" und sagt, daß er dem Sterbenden beigestanden und nicht von seiner Seite gewichen sei. Vielleicht werden diese lateinischen Oden keine unwillkommene Beigabe für manchen Leser sein; wenigstens legt die gewiß mühevolle Arbeit der Uebersetzung ein schönes Zeugniß ab für die große Hochachtung und Liebe, die P. Spee bei allen, die ihn kannten, genoß. Andererseits wird man dem Uebersetzer eine große Meisterschaft in der Behandlung der lateinischen Sprache und Metrik nicht absprechen können, wenn gleich die Treuherzig-

keit der Gedichte Spee's in dem fremden Gewande vieles eingebüßt hat; sie schreiten in einem eigenthümlichen Pompe einher.

Wohin das Manuscript dieser lateinischen Bearbeitung nach dem Tode des Dr. Ahlemeyer gekommen ist, wissen wir nicht anzugeben.

I.

Erkenntniß und Liebe des Schöpfers aus den Geschöpfen.

(Abgekürzt.)

1. Das Meisterstück mit Sorgen
Wer nur will schauen an,
Ihm freilich nicht verborgen
Der Meister bleiben kann:

Drum wer nur heut und morgen
Erd, Himmel, schauet frei,
Denk Nachts mit gleicher Sorgen,
Wie je der Meister sei.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

2. Von Oben wird uns geben
Das Licht und gülden Schein,
In stetem Lauf und Leben
Sonn', Mond und Himmel sein.

Des Tags bis auf den Abend
Die Sonn' gar freundlich lacht,
Zu Nacht der Mond Gott lobend
Führt auf die Sternenwacht.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

3. In etlich tausend Jahren
Viel tausend Sterne klar,
Kein Härlein sich verfahren,
Gehn richtig immerdar.

I.

Erkenntniß und Liebe des Schöpfers aus den Geschöpfen.

(Abgekürzt.)

Qui prominentem daedalei fabri
Cernente lustrat lumiue machinam,
Miratur artem, mox anhelat,
Artificis celebrare laudem:

Sic quisquis orbem stelliferi poli
Vastaeque terrae climata conspicit,
Mox fabricam fabrumque laudat
Remque stupens penetrare tentat.

Quam mira virtus, quanta potentia
Sit conditoris, cernis, Adamida;
Illud sub imo corde volve
Artificique fer ore laudem!

Lumen coruscans et iubar aureum
Orbe e supremo nos super emicant,
Sol, luna, coelum commoventur
Perpetuo stabilique cursu.

A luce prima, dum micet Hesperus,
Phoebus serenat terrigenum plagam,
Phoebeque noctu theiodoxa
Corradiantia ducit astra.

Quam mira virtus, quanta potentia
Sit conditoris, discis, Adamida,
Illud sub imo corde volve
Artificique fer ore laudem!

Multa igneorum millia siderum
Plus mille lustris flammea cursitant
Nec deviant unum vel unquem
Semper eunt simul examussim.

Wer deutet ihn'n die Straßen,
Wer zeiget ihn'n die Weg',
Daß nie sie unterlassen,
Zu finden ihre Steg'?

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

4. In lauter grüne Seiden,
Gar zierlich ausgebreit't,
Das Erdreich sich thut kleiden
Zur werthen Sommerzeit.

Die Pflänzlein in den Feldern
Sich lieblich mutzen auf,
Die grünen Zweig' in Wäldern
Auch schlagen aus mit Hauf.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

5. In Gärten merk' ich eben
Die schönen Blümelein,
Wie freudig sie da schweben,
Wann Wind nur spielt hinein.

O fröhlich' Gartenjugend,
O frisch' und zartes Blut!
Ohn' Zahl hast Farb' und Tugend,
Wer's denkt in stillem Muth.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

Quis monstrat illis ordine semitas?
Ecquis viarnm dux variantium,
Quin terminentur, terminumque
Perpetuo properent ad unum?

Quam mira virtus, quanta potentia
Sint architecto, noscis, Adamida;
Illud sub ima mente volvas,
Ore Deum artificem celebres!

Aestate laeta se viridantibus
Exornat herbis terra superbiens
Seseque formosis coronat
Floribus aëre circumacta;

Et foeta paudit gramineos sinus
Frugesque profert ubere germine,
Quin arbores fert educatque,
Fructibus uberibus decoras.

Quam mira virtus, quanta benignitas
Sit conditoris, colligis hinc, homo;
Sub corde volvas istud imo,
Ore Deum celebrans monarcham!

Latos quid hortos versibus eloquar?
Flores aprici mille ferunt modis
Grados odores gaudiumque,
Dum Zephyrus peramoenus afflat.

O dulcis horti dulcia germina,
O flosculorum blanda volumina,
O purpurissos et colores,
Multiplici vice discrepantes!

Virtute quanta, qua sapientia
Sit fabricator praeditus, en, homo;
Istud sub imis volve sensis,
Laudibus evehe conditorem!

6. Die Brünnlein sich ergießen,
Und ihre Wässer klar
Wie Silberstrahlen schießen
Vom Felsen offenbar:

Die Sonn' es bald erblicket,
Drin kühlet ihren Schein;
Die Thier' es auch erquicket,
Wann s' heiß und durstig sein.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

7. Die Flüss' und breite Wässer
In still- und sanftem Trab
Schiff', Nachen, Pack und Fässer
La'n führen auf und ab.

So pur und rein sie laufen,
Muß kecklich sagen das,
Wer's will gar zierlich taufen,
Der nennt's geschmolzen Glas.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

8. Das wilde Meer nun brauset
Und wüthet ungestüm,
Nun still es wieder hauset,
Liegt fest in runder Krümm':

Gar lieblich thut's bestrahlen
Die Sonn' mit sanfter Gluth,
Wann sie zu öfter Malen
Sich drin erspieglen thut.

Eccur amoenos fonticulos loquar,
Eccur eorum dulcifluas aquas?
Argenteae tanquam lacunae
Rupibus exsiliunt ab altis:

Quos sol coruscans luce sua fovet,
In queis calores mitigat aridos;
Queis bruta restinguuntur ipsa,
Dum sitis urit anhela fauces.

Quam sit refulgens, quam bona, provida
Et larga virtus artifici, vides;
Id quod frequenter pensitato,
Tollito laudibus architectum!

Latis fluentis, fluminibus vagis,
Est alta fluxis quando quies aquis,
Naves onustas rebus amplis
Devehimus vehimusque sursum.

Cursu irretorto vel placidissimo
(Ardenter illud dixero) defluunt,
Vel verius sic nominabis:
Vitrea sunt, liquefacta vitra.

Id quod revolvas sensibus intimis
Et conditorem laudibus evehas
Gratesque persolvas, quod illa
Dona tuae dederit saluti!

Nunc stridet undis horrisonum mare,
Nunc inquietis fluctibus aestuat,
Mox conquiescens conticescit,
Circuitu fluitat rotundo:

Illustrat aequor sol radiis suis
Et placat illud, dum faciem suam
In se reflectit per profundum,
Unde parelion est vocatum.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

9. Wer will die Bäume zählen
Im jen- und jenem Wald?
Sind deren doch ohn' Fehlen
So tausend, tausendfalt;

Gar hoch die Gipfel klimmen
In klare Luft hinauf
Und gleich den Wolken schwimmen,
Wan stößt ein Windlein drauf.

10. Wann dann schallt auf den Zweigen
Gesang der Vögelein,
Noch Laut', noch Harf' noch Geigen
Klingt also süß und rein.

Ihr lieblich Musiciren
Mich dünkt so sauber gut,
Ihr künstlich Coloriren
Bringt lauter Freudenmuth.

11. Von Thieren muß ich schweigen
Und lassen s' ungezählt;
Ins Meer will auch nicht steigen,
Daß ich von Fischen meld'.

Von Mensch und Menschenkinden
Will gar nicht regen an;
Kein End' ich da könnt finden,
Will's in der Still' umgah'n.

12. O Schönheit der Naturen,
O Wunderlieblichkeit!
O Zahl der Kreaturen,
Wie streckest dich so weit.

Jam disce, quanto robore polleat,
Quam sit tremendus conditor omnium
Et rex aquarum fluminumque
Et marium dominator altus!

Quis voce cunctas computet arbores,
Cunctis per orbem saltibus insitas?
Quas millies plus mille si vox
Commemoret, nihil hinc aberrat!

Excelsa quarum saepe cacumina
Sic porriguntur per tenuem aëra,
Nubes ut ipsas censeantur
Tangere, dum borrea moventur.

Quid? dum comatis frondibus arborum
Cantus volucrum personat alitum,
Non tibiae, chordae chelysve
Tam placide modulantur unquam.

Auditur illic laeta melodia
Et musicarum cantus amabilis,
Sedans dolores atque curas,
Laetitia beat audientes.

Stirps belluarum est innumerabilis,
Hinc nulla narret vox animalia;
Intrans profundum ne sit ausa
Squamigeros numerare pisces:

Et conticescet terrigenum genus,
Quod tot per annos innumerabile,
Hic terminum inventura nullum
Abstineat sileatque lingua.

O canditarum ter nitidissima
Natura rerum, Mater et artifex!
O pulchritudo, o latitudo,
Res decorans metiensque factas!

Wer wollt' dann je nicht merken
Des Schöpfers Herrlichkeit
In allen seinen Werken,
Ganz voller Zierlichkeit!

O Mensch ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

II.

St. Franziscus Xaverius.

1. Als nach Japon, weit entlegen,
Dachte dieser Gottesmann;
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an.
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Malten s' ihm für Augen dar,
Red'ten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr.

2. „Schweiget, schweiget von Gewitter,
Ach, von Winden schweiget still!
Nie noch wahrer Held noch Ritter
Achtet' solcher Kinderspiel'.
Lasset Wind und Wetter blasen,
Flamm' der Lieb' vom Blasen wächst;
Lasset Meer und Wellen rasen,
Wellen gehn zum Himmel nächst.

3. Ei doch, lasset ab von Scherzen,
Schrecket mich mit keiner Noth;
Noch Soldat, noch Martisherzen
Fürchten immer Kraut und Loth!

Quis conditoris ter venerabilem
Hanc dignitatem cernere negligat?
Quam culta, perfecta et venusta
Sunt opera omnia conditoris!

Quam mira virtus, quanta potentia
Sit conditoris, cernis, Adamida;
Illud sub imo corde volve
Artificique fer ore laudem!

II.

St. Franziscus Xaverius.

1. Dum diva virtus hinc virum,
Virtute promicantem,
Ad ultimos Iaponas
Xaverium trahebat:
Ogganiebant plurimi
Haec verba proferentes:

2. „Hic mille casus ingruunt
Et mille sunt pericla
Per aequor undis turbidum
Ventosque saevientes,
Per patriam tam barbaram,
Tam perviam rapinis.“

3. Tunc ille: „„Ventos et mare
Non horeo profundum;
Fures, latrones nil moror
Et curo nil rapinas;
Illustris haec crepundia
Existimabit heros.

Spieß' und Pfeil' und bloße Degen,
Rohr, Pistol und Büchsenspeis'
Macht Soldaten mehr verwegen,
Und sie lockt zum Ehrenpreis.

4. „Lasset nur ihr' Hörner wetzen
Wind und Wetter ungestüm:
Laßt die brummend Wellen schwätzen
Und die Trummen schlagen um;
Nord und Süden, Ost und Westen
Kämpfen laßt auf salzem Feld;
Nie wird's dem an Ruh gebresten,
Wer nur Fried' im Herzen hält.

5. „Wer will über's Meer nicht wogen,
Ueber tausend Wässer wild',
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tausend Seelen gilt?
Wem will grausen vor den Winden,
Fürchten ihre Flügel naß',
Der nur Seelen denkt zu finden,
Seelen, schön ohn' alle Maß?

7. „Eja, stark' und freche Wellen,
Eja, stark' und stolze Wind',
Ihr mich nimmer sollet fällen;
Euch zu steh'n, ich bin gesinnt!
Seelen, Seelen muß ich haben,
Sattelt euch nur, hölzen' Ross',
Ihr müßt über Wellen traben,
Nur vom Ufer drücket los!"

4. „„Flet dirus auster et furat,
In me ciebit ignem;
Et intumescant aequora,
Ad astra sic propinquo;
Et incolae sint barbari,
Tollam inde barbarismon.

5. „„Imanitate saeviant,
Emitigabo saevos.
Ditem trifures exuant,
Nil pauperi nocebunt;
Corpus latrones enecent,
Mentem bonam relinquent!

6. „„Haec ergo parva ludicra
Relinquitote parvis
Et nil furturis vos mihi
Proferte de periclis;
Haud miles ullus martius
Telum timet vel arma!

7. „„Hastis, sagittis, ensibus
Sclopisque vel ballistis
Martisque miles pulvere
Audacior fit audax!
Nullas procellas nec mare
Curare debet ille,

8. „„Qui cariores gemulas
Et proximi salutem
Indagat ardentisime
Ubique quaeritando.
O eia, vos cingamini,
Vos, lignei caballi,
Et me per aequor ducite,
Exite, navigate!““

Inhalt.

2
12
56
64
84
99
06

Wir beabsichtigen, in dieser Sammlung eine Reihe von Bildnissen vorzugsweise solcher historischer Personen herauszugeben, welche entweder nicht genug bekannt, oder welche nach den bisherigen Darstellungen verkannt sind, und zwar letzteres in doppelter Beziehung, sei es durch unverdientes Lob oder durch unverdienten Tadel.

Die biographischen Bildnisse sollen sein, was ihr Name verspricht: Bildnisse, welche den Charakter und das Wirken der geschilderten Personen in nicht großer Ausführlichkeit und Ausdehnung darstellen, ohne gelehrten Apparat und urkundliche Nachweisungen, aber doch aus den besten historischen Quellen geschöpft. Mit Beschränkung auf das Wesentliche werden die sittlichen Momente bei den Charakteren und Thatsachen hauptsächlich hervorgehoben werden, so daß man sieht, wie der Verfasser das Recht, die Tugend, die sittliche Schönheit liebt, das Unrecht, das Verbrechen und Laster, die Gemeinheit der G[illegible]sinnung verabscheut, und daß er nicht unter dem Aus[illegible]schild objectiver Darstellung Kälte und Gleichgiltigkeit [illegible] ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung verbirgt.

Die bis jetzt erschienenen Bändchen dieser Samml[illegible]halten:

I. Bändchen: Philipp Howard, Graf von Arundel, und Marc-Anton Bragadino, von A. F. Rio. 8 sgr. — 24 kr.

II. Bändchen: Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen, von Karl Zell. 18 sgr. — fl. 1.

III. Bändchen: Tilly im dreißigjährigen Kriege. Nach Onno Klopp bearbeitet von Franz Keym. Mit Tilly's Bildniß. 8 s[illegible] — 27 kr.

IV. Bändchen: Prinz Eugen von Savoyen. Nach Arneth bearbeitet von Franz Keym. 16 sgr. — 54 kr.

V. Bändchen: Karl der Große. Heinrich I. von Sachsen und die heilige Mathilde. Otto der Große. Die letzten Ottonen und Heinrich der Heilige. 12 sgr. — 42 kr.

VI. Bändchen: Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Die Jungfrau von Orleans. Maria Stuart, Königin von Schottland und Frankreich. 18 sgr. — fl. 1.

VII. Bändchen: Friedrich Leopold, Graf von Stolberg. Amalia, Fürstin von Gallitzin. 12 sgr. — 42 kr.

VIII. Bändchen: Die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien und Polen. Von F. Becker. 15 sgr. — 54 kr.

IX. Bändchen: Friedrich von Spee. Eine biographische und literarhistorische Skizze. Von J. B. M. Diel, S. J.

Freiburg.

Herder'sche Verlagshandlung.